Dr. Friedrich Banner

Könige und Priester

DR. FRIEDRICH BANNER

Könige und Priester

Das tausendjährige Ringen zwischen Reich und Romkirche

Theodor Fritsch Verlag · Berlin NW 40

Buchdruckerei Otto Regel GmbH., Leipzig C 1

Vorwort

Vorliegende Schrift behandelt das Problem des politischen Katholizismus. Sie will die für das Verständnis unserer deutschen Geschichte so bedeutsamen Auseinandersetzungen zwischen dem Reich und der römischen Kirche, d. h. den mehr als tausendjährigen Machtkampf zwischen Königtum und Priestertum in einer auf das Wesentliche abzielenden geschichtlichen Übersicht bringen. Besonderer Wert wurde dabei auf die Anführung des notwendigen Quellenmaterials (kaiserliche Schreiben, päpstliche Erlasse, Urkunden, Äußerungen bedeutender Historiker usw.) gelegt, sowie auf den Nachweis der jeweils einschlägigen Literatur.

Möge das Büchlein jedem, der im Weltanschauungskampf unserer Zeit um Klarheit ringt, helfen, den Gegner zu erkennen.

Düsseldorf, im Februar 1939.

Der Verfasser.

Inhalt

Es ist nicht so wichtig, ob die eine Konfession gesiegt hat oder die andere. Wichtig ist uns nur, ob das gesamtdeutsche Wesen gestärkt aus dem Kampfe hervorging. Alfred Rosenberg

Der christlich-universale Staatsgedanke

Staat und Kirche im Römischen Reich

Kirche und Papsttum sind Begriffe, die eine lange geschichtliche Entwicklung voraussetzen; denn vom ersten Auftreten christlicher Wanderprediger bis zur weltumspannenden Universalkirche, wie sie ein Augustinus zielklar erschaute, ist ein weiter Weg. Es ist der Weg von der Idee zur festgefügten Organisation. Sowie die Idee des Christentums aber ihre feste Organisation gefunden hatte und „Kirche" geworden war, wurde diese „Kirche" zu einer politischen Macht, und eine Auseinandersetzung mit dem „Staat" war die unausbleibliche Folge. Für den Staat war deshalb seine Stellung zur Kirche von jeher ein Problem. Aufgabe dieser Schrift soll es sein, die deutsche Seite dieses Problems darzustellen, d. h. aus den wechselvollen Kämpfen zwischen dem Reich und der römischen Weltkirche die entscheidenden Phasen aufzuzeigen.

Wenn man die Erscheinung des Christentums und der werdenden Kirche in der ganzen Entwicklung richtig begreifen will, muß man sie einordnen in die Umwelt des römischen Reiches, aus der sie erwuchsen. Nur in der erdrückenden Fülle philosophischer Richtungen, religiöser Lehren und kultischer Formen, wie sie das römische Weltreich einst bot, wird man den bunten Hintergrund erblicken können, auf dem sich dann das Christentum abzuheben begann.

Als die „frohe Botschaft" Christi in die Welt trat und ihre ersten Anhänger gewann, war diese Welt eine römische. Festgefügt in seiner Organisation stand der römische Weltstaat, dessen

einzelne Teile, durch ein genial angelegtes Straßennetz miteinander verbunden, in regen Wechselbeziehungen standen, wodurch nicht nur der Austausch der Güter, sondern noch mehr der Austausch der Ideen gefördert wurde und nicht zuletzt eine Weltreligion hier die günstigsten Bedingungen für eine Ausbreitung fand. Alle Länder des Mittelmeeres von den Säulen des Herkules bis zum Orient wurden von Rom aus in einheitlicher Verwaltung geleitet. Damit war aus dem einstigen Nationalstaat ein Universalstaat geworden, der alle Völker und Rassen und damit auch alle erdenklichen Religionssysteme und Weltanschauungen umschloß. Längst waren die Bande des Blutes und der völkischen Gemeinschaft zerrissen, als das Christentum in Erscheinung trat und neben unzähligen anderen philosophischen und religiösen Gemeinschaften, die bereits bestanden, als neuartige Sekte ein bescheidenes Dasein führte. — Welch ein undurchsichtiger Wirrwarr philosophischer Lehren bietet sich dem Betrachter der römischen Kaiserzeit! Neben krassem Materialismus steht die heiter-ernste Lebensbejahung eines Epikur, neben aristokratisch-stoischem Tugendstreben das weltverneinende Aszetentum eines heruntergerissenen kynischen Wanderpredigers. Und welche Vielheit der Götterkulte! Die einen vergöttern die Weltvernunft, den „logos", die andern erhoffen irgendeine Erlöser- oder Heilandsgestalt (soter) — hier wird Mithras als siegreicher Sonnengott verehrt, dort werden den ägyptischen Gottheiten Osiris und Isis Opfer dargebracht. Griechische, d. h. orientalisierte Mysterienkulte finden Eingang und bringen die Vorstellungswelt der Sakramente (man wird durch Reinigung [Taufe] eingeweiht und glaubt dann durch gemeinsamen Genuß des göttlichen Fleisches oder Blutes [mysterion] das göttliche Wesen und die Unsterblichkeit in sich aufnehmen zu können); neben diesen und anderen Ausgeburten frommen Wahns und finsteren Aberglaubens laufen rein jüdische Gedanken und Lehren, damit das geistige Chaos sich vollende. Lange vor Beginn der Kaiserzeit waren ja die Juden in der Hauptstadt Rom ansässig und lebten außerdem in allen großen Städten des Reiches. Sie gaben sich als Juden oder assimilierte „Griechen", verfälschten die ohnedies schon buntscheckige griechische Philosophie oder „bekehrten" sich, wie Paulus, zum

Christentum und — blieben doch immer unter dünner Tünche, was sie waren: Juden. Als solche aber durchsetzten sie das römische Geistesleben mit ihren Weltherrschafts- und Messiasgedanken, brachten mit ihrem Tempelkult die Erscheinung eines unduldsamen und anmaßenden Priestertums und verjudeten mit ihren Gesetzesbüchern, dem Alten Testament, so sehr das Christentum, daß es bald der übereifrigen Christen viele gab, die das Alte Testament überhaupt als reine Angelegenheit der Christen ansahen, die den Juden gar nichts mehr angehe. Dieser „Verjudung" der christlichen Lehre suchte bekanntlich der Römer Markion (um 150 n.) zu steuern. Er lehnte das Alte Testament ab, wurde aber als Ketzer aus der Christengemeinde verstoßen. Daraus sieht man wieder einmal, wie seit jeher der Christ der wärmste Förderer jüdischer Interessen gewesen ist.

So liefen denn jüdische, orientalische, ägyptische und griechisch-hellenistische Ideen nebeneinander her, durchkreuzten sich und bedingten schließlich jenen heillosen Wirrwarr eines dem römischen Völkerchaos entsprechenden Weltanschauungschaos. Auf diesem Nährboden gedieh das Christentum, fand unzählige Berührungspunkte mit dem vorhandenen Weltanschauungsgut, übernahm eine reiche Erbschaft aus dem Heidentum und wurde zuletzt, nachdem es sich durch Einbeziehung zahlreicher heidnischer Ideen gegen diese immunisiert hatte, zum Überwinder der heidnischen Antike.

Unter den philosophischen Richtungen der Alten Welt, die dem Christentum den Weg ebnen halfen, muß vor allem der **Stoiker** gedacht werden. Der Begründer der stoischen Lehre ist der Halbsemit Zeno (um 300 v.), den seine Zeitgenossen bezeichnend den „kleinen Phönizier" nannten. Seine und seiner Nachfolger Ideen sind nicht mehr klassisches, sondern orientalisiertes Griechentum (Hellenismus). Sie sind erwachsen in einer Welt des rassischen Verfalls und tragen deutlich weltbürgerliche Züge. Schon Zeno wünschte, daß „wie in einem Becher der Liebe die Elemente des Völkerlebens sich ineinander mischten". Und da für alle Menschen nach Meinung der Stoiker die Gesetze der Natur und Vernunft dieselben seien, predigten sie die Gemeinschaft aller vernünftigen Wesen. Mit der Betonung des „consensus gen-

tium“ (Übereinstimmung der Völker) brachte ihre völkerverbrüdernde Lehre klar zum Ausdruck, daß sie nur die Gleichheit alles dessen kannten, was Menschenantlitz trägt. Zeno wollte in seinem Welt-Idealstaat der Vernunft alle Unterschiede des Standes und Geschlechts aufgehoben wissen. Er forderte neben Aufhebung der Gerichtshöfe sogar die gleiche Tracht für Männer und Frauen (!) — und allen Stoikern ist zumindest die Forderung nach Gleichberechtigung der Frau gemeinsam. Schon ihnen galt offenbar weder „Jude noch Grieche, Sklave noch Freier, Mann noch Frau“, wie es später der Jude Paulus (Gal 3) als Bekenntnis christlichen Lebens ausgegeben hat. Darum erscheinen uns die Stoiker bereits als die „Philosophen der katholischen Staatsidee“ (Wolf).

Neben dem Begriff „Vernunft“ spielt bei den Stoikern der der „Natur“ eine ausschlaggebende Rolle. Sie entwickeln die Anschauung vom „Naturrecht“ und stellen diesem das historisch gewordene Recht als zweitrangig gegenüber. Mit der Lehre vom Naturrecht, d. h. dem allen menschlichen Wesen gemeinsamen (weil natürlichen) Recht aber begeben sich seine Verfechter wiederum in den Bereich rasselosen Denkens[1]. Sie vergessen nämlich, daß jedes Recht an Volk und Rasse gebunden ist. Der stärkste Beweis hierfür ist das altrömische aus dem nordischen Bauernkriegertum hervorgegangene Vaterrecht. Wer also Naturrecht sagt, meint nichts anderes als ein blutloses, konstruiertes internationales Weltrecht und will das Chaos. Schon bei Euripides finden sich Aussprüche wie: „Den Bastard schilt der Name, die Natur ist gleich.“ — Erträumten so die Stoiker ein für alle Zeiten und Völker gültiges Naturrecht, hat auch hier die christliche Kirche später diesen im römischen Völkerchaos wurzelnden Gedanken aufgegriffen, um bei Bedarf das Naturrecht als angeblich allein göttliches Recht gegen das von Menschenhand geschaffene Staatsrecht ausspielen zu können.

Um die Wende vom 2. zum 1. Jahrhundert wurden auch die Länder des westlichen Mittelmeerbeckens (und damit Rom) in den Bannkreis stoischer Ideen gezogen. Die bedeutendsten Vertreter der Stoa in Rom sind Seneca (etwa 3—65), der Lehrer Neros, Epiktet (etwa 50—120), ein lahmer phrygischer Sklave, und der Kaiser Mark Aurel (121—180). Die Philosophie dieser

„neueren Stoa“ trägt stark ethischen Charakter und zeigt vorwiegend religiöse Züge. Der Gedanke an ein Fortleben in einem besseren Jenseits tritt dabei besonders hervor. Hand in Hand damit geht eine immer deutlicher hervortretende Ablehnung der Welt. So leisteten die Stoiker unbewußt dem christlichen Ideal der Aszese gute Vorarbeit. Hatte einst Plato u. a. die Seelenstärke und Selbstbeherrschung als Kardinaltugenden gepriesen, erhebt Epiktet an deren Stelle die Forderung „ertrage und entsage“ und gibt dadurch Platons Gedanken eine radikale Wendung ins Aszetische. Der Ekel vor den Ausschweifungen und Lastern der Weltstädte führte denn auch zusehends die Massen ins Lager jener, die Einfachheit und Sittenstrenge predigten. Und der Wanderprediger gab es unzählige. Mit Ranzen und Stab, barfuß und arm zogen sie als Stoiker oder (wenn sie noch radikalere Aszese predigten) als Kyniker durch das römische Reich, trugen als Bettelphilosophen ihre Bedürfnislosigkeit zur Schau und trieben dabei eine bewundernswerte Propaganda unter den Massen, wobei sie sich der Wirkung des gesprochenen Wortes wohl bewußt waren.

Damit ist jedoch die Tätigkeit der Stoiker keineswegs erschöpft. Wir finden sie als „Seelsorger“ in vornehmen Häusern. Sie besuchen Sterbende und spenden Trost bei Unglücksfällen. Sie sind Heilsarmeeapostel und Schloßkapläne in einer Person, sie scharen als kundige Seelenführer eine auserlesene Gemeinde von Jüngern um sich (wie Epiktet) oder ziehen als heruntergerissene Bettler jene Wege, die später oder gleichzeitig mit ihnen die christlichen Prediger wandern. Sie predigen (genau wie die Christen) Enthaltung von Fleisch und Wein (Seneca hat als Jüngling sich ein Jahr lang der Fleischnahrung enthalten) und wollen beweisen, daß der Verzicht auf Weib und Kind den Menschen glücklicher macht. „Ich habe nicht Weib, Kind, Palast (sagt Epiktet), ich habe nur Erde, Himmel und einen schäbigen Mantel. Und was fehlt mir? Bin ich nicht heiter, bin ich nicht sorglos, bin ich nicht frei[2]?“

Angesichts dieser Tatsachen ist es nicht weiter verwunderlich, wenn man in der späteren Kaiserzeit nicht immer feststellen kann, wo die Grenzen zwischen heidnischer Philosophie und christlicher

(bzw. jüdisch-christlicher) Lehre verlaufen. Allen ist auch der Wunder- und Dämonenglaube gemeinsam, alle treiben Geisterbeschwörungen, und es ist fast ergötzlich zu sehen, wie heidnische, jüdische und christliche Teufelsaustreiber (Exorzisten) in edlem Wettstreit miteinander ihr „gottgefälliges“ Handwerk betreiben. Viele Philosophen waren zugleich Christen, und Christen begeisterten sich für die heidnische Philosophie. Wegen der Todesverachtung und Aszese vergleicht der römische Arzt Galen die Christen mit den heidnischen Philosophen. Peregrinus Proteus trat erst als kynischer Philosoph auf, wurde dann Christ, entzweite sich später mit dem Christentum und wurde zuletzt wieder kynischer Wanderprediger. Gerissene, wie Maximus, schlugen Kapital aus dieser Verwirrung der Geister. Maximus tarnte sich als kynischer Philosoph und predigte in dieser Verkleidung Christentum. Minucius Felix († 250) preist die Philosophen, da sie an einen Gott glauben und fügt hinzu: „Jedermann kann meinen, daß entweder die Christen jetzt Philosophen sind oder die Philosophen schon damals Christen waren.“

Dies ist in großen Zügen das buntscheckige weltanschaulich-religiöse Leben, das das Christentum vorfand, als es in die Welt des römischen Imperiums trat. Wenden wir uns nun zu dem Verhältnis der Christen zum römischen Staat.

Die ersten Christen im römischen Reich standen ohne Zweifel stärkstens unter dem Eindruck jenes (von Christus vielleicht wirklich geäußerten) Wortes, daß ihr Reich nicht von dieser Welt sei, und sie vermeinten darum ernstlich, daß das baldige Ende nahe. Was kümmerte sie also die Welt, das Diesseits oder der römische Staat, dessen Bürger zu sein ihnen wenig galt, konnten sie doch dem römischen Weltbürgertum den viel geistigeren Begriff der verheißenen Himmelsbürgerschaft entgegenstellen. Allenthalben bildeten sich so im Reich Gemeinden von „Auserwählten“, „Gemeinden der Heiligen“. Und ganz allmählich wandelte sich ihre Teilnahmslosigkeit gegenüber dem Staat in Ablehnung; denn von der Minderbewertung aller irdischen Ordnungen zu deren Bekämpfung ist nur ein Schritt. Damit trat das Christentum in Feindschaft zum Staat. Ein Widerstand gegen die staatsfeindliche Haltung der Christen war freilich

nicht zu erwarten. Im römischen Rassen- und Völkerchaos war ja seit langem der geistige Boden bereitet für die Ideen weltbürgerlicher Freiheit und Gleichheit. Fiel es da noch ins Gewicht, wenn die Christen mit ihrer Weltanschauung zu Feinden aller organischen Bindungen des Lebens wurden und das Chaos weiter förderten? Der entschiedenste Schrittmacher dieser Entwicklung wurde der Apostel Paulus. Wenn er in seinen Predigten die Aufhebung aller völkischen, sozialen und sogar geschlechtlichen Unterschiede fordert, offenbart er sich uns als Vertreter jener Rasse, die zu allen Zeiten — und nicht zuletzt im alten Rom — immer nur der Anarchie den Weg bereitete. Rosenberg schreibt: „Paulus hat ... dem unterdrückten nationaljüdischen Aufstand die internationale Auswirkung gegeben und dem Rassenchaos der Alten Welt den Weg noch weiter geebnet" (Mythus S. 75).

Doch über dem Chaos stand noch immer die Autorität des Staates, und die zentrale Machtstellung des römischen Cäsars (als Diktator, Imperator und Pontifex) konnte keine Bewegung dulden, die auf dem Wege war, ein Staat im Staate zu werden. Die ungeheure Macht des Cäsars bestand in der Zusammenfassung der politischen Gewalt des Diktators mit der höchsten militärischen des Imperators und der höchsten religiösen Würde des Pontifex Maximus. Staatliches und religiöses Leben bildeten darum eine Einheit, die nicht zerschlagen werden durfte. Götterdienst und Opferdienst waren selbstverständliche Pflichten des römischen Bürgers und von dessen übrigen staatsbürgerlichen Pflichten nicht zu trennen. Nun verbot den Christen aber ihr Glaube (und darin unterscheiden sie sich von den heidnischen Philosophen, die sich dem Staat gegenüber loyal verhielten), weiterhin an den heidnischen Altären den Göttern zu opfern, und so begannen sie, dem Staate zu verweigern, was sie ihm in religiöser Hinsicht schuldeten. So kam es in Rom nach dem Zeugnis antiker Schriftsteller wiederholt zu Unruhen, die von Christen hervorgerufen waren. Der Geschichtsschreiber Suetonius nennt die Christen „eine Sekte von einem neuen und bösartigen Aberglauben". Unter Kaiser Diokletian (284—305) kam es dann zur ersten großen Auseinandersetzung zwischen der römischen Reichsgewalt und dem neuen „Staat im Staate". Als christliche Sol-

daten Kriegsdienste zu verweigern begannen[3] und schließlich sogar Meutereien im kaiserlichen Palast entstanden waren, ging es um Sein oder Nichtsein der Staatsautorität. Zwanzig Jahre lang hatte Diokletian in Großmut den Christen ihre Freiheiten gelassen, nun griff er zu und wurde zum „Christenverfolger". Mit Unrecht hat die römische Kirche diesen Mann, der zu den verdienstvollsten römischen Kaisern gehört, zu einem „Ungeheuer" gestempelt und damit eine jener Entstellungen der Geschichte geschaffen, die sich unwidersprochen bis in unser Jahrhundert fortgeschleppt haben[4]. Was Diokletian bestimmt hatte, war keineswegs leidenschaftlicher Haß gewesen, sondern kühle staatspolitische Überlegung. Doch Diokletians Versuch, den Staat auf diesem Wege zu retten, mißlang. Die unter der unbedingten Autorität ihrer Bischöfe stehenden Christen bildeten eine viel zu große Macht, als daß man sie hätte beseitigen können. Das Problem ließ sich nur noch auf jenem anderen Wege lösen, den Kaiser Konstantin (323—337) ging: der Einbeziehung des Christentums in den Bereich des Staatlichen. Er vollzog die Aussöhnung mit der neuen Macht und setzte sich selbst an die Spitze der christlichen Bewegung. Mit der „Verstaatlichung" des Christentums aber war in neuartiger Weise die alte Einheit des politischen und religiösen Lebens wiederhergestellt. Die Autorität des Kaisers hatte über die Kirche gesiegt.

Damit war der christlich-universale Staatsgedanke entstanden, dessen werbende Kraft ein Jahrtausend deutscher Geschichte bestimmen sollte. Wie Diokletian hatten auch Konstantin rein taktische Erwägungen geleitet. Nach wie vor war er Heide und traf als solcher selbst in Fragen des christlichen Glaubens seine Entscheidungen. So entschied er kraft seiner kaiserlichen Autorität auf dem Konzil zu Nikäa (325) für die Lehre seines Schützlings Athanasius gegen Arius[5]. Die Tatsache, daß er später den Arianismus begünstigte und den Athanasius (zum Leidwesen der römischen Kirche) verbannte, sowie der Umstand, daß er die christliche Taufe bis an sein Lebensende hinausgeschoben hat (337) — Konstantin ist noch dazu arianisch getauft worden! —, bestätigen uns nur den rein politischen Charakter seines Verhältnisses zum Christentum.

Wenn kurze Zeit darauf Kaiser Julian (361—363) vom christlichen Glauben „abfiel" und zum Heidentum zurückkehrte, ist diese Tat eines ehrlichen antiken Philosophen und feingebildeten Mannes zwar beachtenswert, aber die weitere geschichtliche Entwicklung wurde dadurch nicht mehr beeinflußt. Die christliche Kirche ging ihren Weg und fand sehr bald in dem Fanatiker Theodosius (379—395) einen eifrigen Förderer. Er vollendete den Bau der christlich-universalen Staatsidee. Von nun an war römisch und christlich ein und dasselbe. Durch sein Edikt vom Jahre 381 wurden alle Sekten verboten und sämtliche Kirchen zugunsten Roms beschlagnahmt. Damit war das Christentum Staatsreligion geworden, und wer jetzt noch im Heidentum verharrte, beleidigte die Majestät in eigener Person. Theodosius beseitigte die letzten Reste des alten Glaubens. Die Zerstörung „heidnischer" Kunstwerke aber, die er mit seinen rohen Helfershelfern durchführen ließ, ist eine Untat, die ihn ewig in die Reihe jener gefühllosen Bilderstürmer stellen wird, die, ohne Sinn für höhere Gesittung, die wahren Barbaren der Weltgeschichte sind.

So hat Theodosius die entscheidende Grundlage geschaffen für die spätere Weltkirche, die nicht in der angeblichen göttlichen Einsetzung des heiligen Petrus oder dem Wirken eines seiner Nachfolgerpäpste ihren Ursprung hat, sondern in der soliden römischen Kaisermacht, die dieser Kirche zur Verfügung stand, in dem seit langem gezüchteten Untertanengehorsam rassisch und völkisch entwurzelter Seelen, der ihr zustatten kam und in jenem Nimbus, der die kaiserliche Welthauptstadt umfing und von dem das päpstliche Rom noch zehrte, als längst kein Kaiser mehr vorhanden war.

Eine Vorrangstellung des römischen Bischofs (Primat) war daher in den ersten Jahrhunderten der Kirche unbekannt. Sämtliche Bischöfe waren einander gleichgeordnet. Diejenigen römischen Bischöfe aber, die sich unter Ausnutzung der Machtstellung des kaiserlichen Rom „päpstliche" Vorrechte anmaßen wollten, wurden von ihren Mitbischöfen leidenschaftlich zurückgewiesen. Bischof Viktor (193—203) war der erste, der Herrenrechte für sich geltend machte. Bischof Calixtus (221—227) nannte sich be-

reits den „Bischof der Bischöfe". Sehr aufschlußreich ist der Streit des karthagischen Bischofs Cyprian mit dem römischen Bischof Stephan I. (257—260). Als der Römer den Afrikanern in der Streitfrage der Ketzertaufe seine Anschauung (unter Berufung auf Petrus) aufzwingen wollte, schrieb Cyprian unmißverständlich: „Auch Petrus ... hat in seinem späteren Streite mit Paulus über die Beschneidung sich nicht etwas hochmütig und anmaßend herausgenommen, zu sagen, er habe den Primat inne und die Jüngeren und Späteren müßten gerade ihm gehorchen[6]." Eine noch eindeutigere Abfuhr in dieser Frage erteilte Bischof Firmilian von Cäsarea diesem römischen „Papst". Man darf bei der Behandlung der Primatstellung des römischen Bischofs nicht vergessen, daß schon vor Theodosius und Konstantin das Kaisertum seine Autorität der Kirche geliehen hatte. Als Kaiser Aurelian im Jahre 272 in einem Streit zwischen Christen die Stimme des römischen Bischofs als ausschlaggebend bezeichnete, hat er mitgeholfen, das römische Papsttum zu schaffen. Zusammenfassend kann über das dritte Jahrhundert gesagt werden, daß die Kirche „nur ein Matth. 16, 18f. geschaffenes Bischofsamt kennt, ein Papsttum aber kennt sie nicht" (Koch).

Königtum gegen Priesterherrschaft

Staat und Kirche im Mittelalter. Bis 1300

Das Konzil zu Nikäa hatte zu entscheiden zwischen dem Zwangsglaubenssatz von der „Gottheit Christi" und der duldsameren Auffassung vom „gottähnlichen" Menschen Christus, der als ein Gottgesandter einen Auftrag zu erfüllen gehabt hatte. Konstantin und seine Römer entschieden sich für das Dogma, die germanischen Erben des verfallenden Imperiums aber für die Freiheit des Gewissens. Und sie wurden alle, ob Ost- oder Westgoten, Wandaler, Burgunder oder Langobarden, Arianer. Es war von jeher ein den Germanen eigener Wesenszug, daß sie — selbst frei von blindem Glaubenseifer — überall ihr Recht auf Gewissensfreiheit durchzusetzen wußten, wie sie umgekehrt jederzeit bereit waren, dem Andersgläubigen edle Duldung zu gewähren. So herrschte Theodorich mit seinen arianischen Goten inmitten einer römisch-katholischen Bevölkerung. Und wie er diese gewähren ließ, wenn sie gleich anderen Glaubens waren, so fand auch die heidnische Welt bei ihm ihren Schutz. Er sorgte mit feinem Verständnis für die Erhaltung der römischen Kunstwerke und bestellte dazu einen besonderen Denkmalspfleger. Die selbstgefälligen Römer aber nannten den großen Theodorich, weil er nur mit Mühe seinen Namen schrieb, verächtlich einen Barbaren. Wir stehen in Ehrfurcht vor solch germanischer Seelengröße.

Immer tiefer wird in der Folgezeit die Kluft zwischen dem Freiheitssinn der Germanen und dem fanatischen Willen der Kirche, die Geister zu knechten. Der folgende Bericht des Frankengeschichtschreibers Gregor von Tours († 598) über den gotischen Gesandten Agila[1], der auf einer Reise an den fränkischen Königshof nach Tours gekommen war, läßt uns erkennen, wie weit sich unter römisch-katholischem Einfluß die Geister bereits auseinandergelebt hatten:

„Es war Ostersonntag, und der gotische ‚Ketzer' (Agila) ging, da es dort keinen Gottesdienst seiner Konfession gab, in die Kirche der ‚Recht-

gläubigen'. Nach dem Gottesdienst kam es zu einem Gespräch zwischen den hohen Herren. Als der ‚rechtgläubige' Bischof das arianische Bekenntnis der Goten schmähte, sagte Agila:

‚Lästere nicht meinen Glauben, den du nicht teilst. Auch wir lästern nicht, was ihr glaubt, ob wir es gleich nicht glauben. Denn also geht ein Spruch in meinem Volke: Es schadet nichts, wenn du an den Altären der Heiden und an der Kirche Gottes vorübergehend dein Haupt entblößest.' Da erkannte ich, fährt Gregor fort, seine Torheit und sprach: ‚Ich sehe, Heiden und Ketzer willst du verteidigen.'" —

Ein herrliches Denkmal germanischer Charaktergröße! Gregor aber ist ein beredtes Beispiel für die unheilvolle Auswirkung jener römisch-katholischen, dem Germanen so fremden Geisteshaltung, deren stärkstem Vertreter wir in dem Nordafrikaner Augustinus († 430) begegnen.

Wie für jeden Bürger des römischen Weltreichs gab es auch für ihn nur ein Reich, eine Hauptstadt und ein Oberhaupt. Wer Rom sagte, meinte damit die ganze (soweit damals bekannte) Welt. Und diese Welt des römischen Imperiums war in den Tagen des Augustinus eine christlich-katholische. Der Kaiser hatte sich ja an die Spitze der Kirche gestellt und damit die Einheit von Staat und Kirche vollzogen. Dieser christlich-universale Staatsgedanke fand nun in der Seele Augustins seine bedeutsame Umprägung: Welche Aussichten, rechnete er, würden sich eröffnen, wenn die nicht mehr wegzudenkende Idee des weltbeherrschenden Imperiums ihre werbende Kraft der Kirche liehe, wenn damit Kirche Staat würde und wenn in der Welthauptstadt der Glanz des Kaisertums auf den Bischof überginge! Es war jener vermessene Traum vom „Gottesstaat" auf Erden, der sehr bald zum Programm wurde und Jahrhunderte hindurch die Häupter der Kirche in seinen Bann schlug. Mit der Schrift „Vom Gottesstaat" (De Civitate Dei) hatte der Afrikaner Augustin der römischen Weltkirche Weg und Ziel gewiesen. Der römische Universalismus erlebte seine Auferstehung in der Seele eines Fanatikers, der mit dem Instinkt des Mischlings sich an Macht und Autorität klammerte. Diese Macht sah Augustin verkörpert in der katholischen Kirche. Die Kirche wird für ihn das einzig wahre Mittel, um die von Natur aus in starrem Eigensinn dem Bösen verhafteten Menschenseelen gewaltsam vor ihrem

Sturz ins Verderben zu retten und sie zum „Reich Gottes“ zu führen. Wie sehr Augustin selbst die Autorität seiner „Zwangserziehungsanstalt“ Kirche vergötzt, zeigt sein Ausspruch: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche dazu bestimmte.“ Eines weiteren Beweises bedarf es nicht mehr, um zu zeigen, wie die rassenzersetzende universalistische Weltanschauung der späten antiken Welt die Persönlichkeiten vernichtete. — Freie Seelen gab es in dem Mestizen-Imperium ja längst nicht mehr. — So legte Augustin die Grundlage für jene auf römischer Tradition aufgebaute machtgierige und unduldsame Kirche, deren Häupter zuletzt gleich den verflossenen Cäsaren für sich den absoluten Primat beanspruchten. In unbeugsamem Starrsinn forderte Augustin von der Kirche die gewaltsame Bekehrung der „Irrenden“, und ihm verdankt die Welt das unduldsame Wort ‚daß es „außerhalb der Kirche kein Heil“ geben könne (extra ecclesiam nulla salus).

Bis zur Verwirklichung des Gottesstaates war indes noch ein weiter Weg. Selbst die Primatstellung des römischen Bischofs war Augustinus noch nicht bekannt. So wies er einmal die Behauptung, Christus habe mit dem „Felsen“, auf den er seine Kirche bauen wolle, Petrus im Sinne gehabt, energisch zurück als einen geradezu gotteslästerlichen Gedanken. Christus könne damit nur den „Fels des Glaubens“, niemals aber den Menschen Petrus gemeint haben. Für Augustin bestand nach wie vor die Gleichordnung der einzelnen Bischöfe: „Sobald die Bischöfe (Mehrzahl!) gesprochen (sagt er einmal), gibt es nichts mehr zu untersuchen, sondern mit Gewalt soll die Obrigkeit den Irrglauben unterdrücken.“ Ein freilich sehr unduldsames Wort, das die Bischöfe von Rom zur Durchsetzung ihrer Primatstellung geradezu herausfordern mußte[2]. In der Mitte des 5. Jahrhunderts war es dann soweit. Leo I. (440—461) war der erste Bischof von Rom, der dogmatisch seinen Vorrang vor den anderen Bischöfen begründete und somit als der erste Papst bezeichnet werden kann. Und wieder hatte ein römischer Kaiser seine Autorität dazu in die Waagschale geworfen. Kaiser Valentinian III. (425—455), dessen Gesandter Leo im Jahre 452 war, schrieb:

„Vielmehr sei jenen allen (= den übrigen Bischöfen) Gesetz, was immer die Autorität des apostolischen Stuhles festgesetzt hat oder festsetzen wird.“ Einige Jahrzehnte später erklärte Papst Gelasius I. (492—496), die geistliche Gewalt habe den Vorrang vor der weltlichen, und damals wurde es zum erstenmal üblich, das römische Kaisertum mit dem Mond zu vergleichen, der von der päpstlichen Sonne nur ein schwacher Abglanz sei.

Immerhin war die Souveränität der Kirche über den weltlichen Staat noch Traumbild. Die römische Staatsautorität sank im Jahre 476 dahin, Germanen übernahmen das Erbe. Der erste Schritt zur Verwirklichung des „Gottesstaates“ geschah nunmehr mit Hilfe der

Franken.

Zwei Germanenstämme waren damals noch Heiden: die Sachsen und die Franken. Jene verharrten weiter im Glauben ihrer Väter, diese beugten sich Rom. Die Tatsache, daß die Franken das Christentum in der römisch-katholischen Form annahmen, muß als ein Ereignis von weltgeschichtlichen Folgen bewertet werden. Die Franken liehen der Kirche ihr Schwert und halfen deren künftige Machtstellung begründen. Der Merwinger **Chlodwig** tat im Jahre 496 den verhängnisvollen Schritt, als er zu Reims von Remigius die römische Taufe empfing. Die Worte, die der römische Bischof bei dieser Gelegenheit an ihn gerichtet haben soll, „verehre, was du bisher verbrannt und verbrenne, was du bisher verehrt hast“, können als Symbol gelten für die brutale Umwertung aller Werte, die sich fortan im germanischen Bereich gemäß dem Willen der römischen Kirche vollziehen sollte. Chlodwigs Schritt hat jedoch weniger seiner religiösen als vielmehr seiner politischen Überzeugung entsprochen. Mag er auch, skrupellos wie immer, in der Schlacht gegen die Alamannen bei Zülpich dem Gott der Christen gelobt haben, wenn er ihm den Sieg verleihe, die Taufe zu empfangen, maßgebend war für den Politiker doch einfach dies: Als Herrscher der Westfranken (mit Paris als Mittelpunkt) gebot er vorwiegend über eine gallo-römische Mischbevölkerung katholischen Glaubens. Er hatte die Wahl, ob er Heide bleiben und bei seinen Untertanen, die sich im

Besitz des einzig wahren Glaubens fühlten, sein Ansehen einbüßen oder nicht lieber durch einen Glaubenswechsel seine Stellung als Herrscher festigen wollte. Politische Erwägungen bestimmten auch fortan seine enge Interessengemeinschaft mit der römischen Kirche, für die er ja der einzige „rechtgläubige" Fürst auf Erden war[3].

Im Frankenreiche herrschte seit Chlodwig die römische Staatsidee. Chlodwig, der den Titel eines römischen Konsuls führte, kannte nur eine politische Zentralgewalt, nur einen (seinen) Glauben und nur eine Kirche, über die allerdings (und das blieb auch für später kennzeichnend im Frankenreich) der König und nicht der Papst gebot. Fränkische Kirche war Landeskirche. Überall war der römische Machtgedanke an die Stelle germanischer Freiheit getreten. Die auf dem Gefolgschaftswesen aufgebaute Einheit war zerschlagen, die Willkürherrschaft hatte über den Herzogsgedanken gesiegt. An Stelle der Gewissensfreiheit trat das Dogma der Kirche und ihr Auftrag zur gewaltsamen „Bekehrung", lies Unterwerfung.

In den folgenden Jahrhunderten verlor die Kirche zeitweilig den Einfluß auf das Frankenreich und die angrenzenden Gebiete. Erst das 8. Jahrhundert wird für unsere Geschichte wieder bedeutend. Damals gewann Rom für seine Interessen den bedeutendsten Helfershelfer in dem angelsächsischen Benediktinermönch

Winfried-Bonifatius (680—754).

Sein Glaubenseifer wurde den deutschen Landen zum größten Verhängnis. Dieser sogenannte „Apostel der Deutschen" war einer der eifrigsten Römlinge aller Zeiten. Im Dienste der Päpste Gregor II. (714—731) und Gregor III. (731—741) hat er das Frankenreich und darüber hinaus ganz Deutschland für die römische Papstkirche erobert. Dreimal reiste er nach Rom, um dort seine Befehle zur Verrömerung Deutschlands zu empfangen. Thüringen, Hessen[4], Bayern und Alamannien waren neben Franken die Gebiete seines Wirkens. Rom dankte dem eifrigen Diener durch Ernennung zum päpstlichen Legaten. In all den genannten Gebieten aber konnte von einer Heidenmission nicht

gläubigen'. Nach dem Gottesdienst kam es zu einem Gespräch zwischen den hohen Herren. Als der ‚rechtgläubige' Bischof das arianische Bekenntnis der Goten schmähte, sagte Agila:

‚Lästere nicht meinen Glauben, den du nicht teilst. Auch wir lästern nicht, was ihr glaubt, ob wir es gleich nicht glauben. Denn also geht ein Spruch in meinem Volke: Es schadet nichts, wenn du an den Altären der Heiden und an der Kirche Gottes vorübergehend dein Haupt entblößest.' Da erkannte ich, fährt Gregor fort, seine Torheit und sprach: ‚Ich sehe, Heiden und Ketzer willst du verteidigen.'" —

Ein herrliches Denkmal germanischer Charaktergröße! Gregor aber ist ein beredtes Beispiel für die unheilvolle Auswirkung jener römisch-katholischen, dem Germanen so fremden Geisteshaltung, deren stärkstem Vertreter wir in dem Nordafrikaner Augustinus († 430) begegnen.

Wie für jeden Bürger des römischen Weltreichs gab es auch für ihn nur ein Reich, eine Hauptstadt und ein Oberhaupt. Wer Rom sagte, meinte damit die ganze (soweit damals bekannte) Welt. Und diese Welt des römischen Imperiums war in den Tagen des Augustinus eine christlich-katholische. Der Kaiser hatte sich ja an die Spitze der Kirche gestellt und damit die Einheit von Staat und Kirche vollzogen. Dieser christlich-universale Staatsgedanke fand nun in der Seele Augustins seine bedeutsame Umprägung: Welche Aussichten, rechnete er, würden sich eröffnen, wenn die nicht mehr wegzudenkende Idee des weltbeherrschenden Imperiums ihre werbende Kraft der Kirche liehe, wenn damit Kirche Staat würde und wenn in der Welthauptstadt der Glanz des Kaisertums auf den Bischof überginge! Es war jener vermessene Traum vom „Gottesstaat" auf Erden, der sehr bald zum Programm wurde und Jahrhunderte hindurch die Häupter der Kirche in seinen Bann schlug. Mit der Schrift „Vom Gottesstaat" (De Civitate Dei) hatte der Afrikaner Augustin der römischen Weltkirche Weg und Ziel gewiesen. Der römische Universalismus erlebte seine Auferstehung in der Seele eines Fanatikers, der mit dem Instinkt des Mischlings sich an Macht und Autorität klammerte. Diese Macht sah Augustin verkörpert in der katholischen Kirche. Die Kirche wird für ihn das einzig wahre Mittel, um die von Natur aus in starrem Eigensinn dem Bösen verhafteten Menschenseelen gewaltsam vor ihrem

Sturz ins Verderben zu retten und sie zum „Reich Gottes“ zu führen. Wie sehr Augustin selbst die Autorität seiner „Zwangserziehungsanstalt“ Kirche vergötzt, zeigt sein Ausspruch: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche dazu bestimmte.“ Eines weiteren Beweises bedarf es nicht mehr, um zu zeigen, wie die rassenzersetzende universalistische Weltanschauung der späten antiken Welt die Persönlichkeiten vernichtete. — Freie Seelen gab es in dem Mestizen-Imperium ja längst nicht mehr. — So legte Augustin die Grundlage für jene auf römischer Tradition aufgebaute machtgierige und unduldsame Kirche, deren Häupter zuletzt gleich den verflossenen Cäsaren für sich den absoluten Primat beanspruchten. In unbeugsamem Starrsinn forderte Augustin von der Kirche die gewaltsame Bekehrung der „Irrenden“, und ihm verdankt die Welt das unduldsame Wort, daß es „außerhalb der Kirche kein Heil“ geben könne (extra ecclesiam nulla salus).

Bis zur Verwirklichung des Gottesstaates war indes noch ein weiter Weg. Selbst die Primatstellung des römischen Bischofs war Augustinus noch nicht bekannt. So wies er einmal die Behauptung, Christus habe mit dem „Felsen“, auf den er seine Kirche bauen wolle, Petrus im Sinne gehabt, energisch zurück als einen geradezu gotteslästerlichen Gedanken. Christus könne damit nur den „Fels des Glaubens“, niemals aber den Menschen Petrus gemeint haben. Für Augustin bestand nach wie vor die Gleichordnung der einzelnen Bischöfe: „Sobald die Bischöfe (Mehrzahl!) gesprochen (sagt er einmal), gibt es nichts mehr zu untersuchen, sondern mit Gewalt soll die Obrigkeit den Irrglauben unterdrücken.“ Ein freilich sehr unduldsames Wort, das die Bischöfe von Rom zur Durchsetzung ihrer Primatstellung geradezu herausfordern mußte[2]. In der Mitte des 5. Jahrhunderts war es dann soweit. Leo I. (440—461) war der erste Bischof von Rom, der dogmatisch seinen Vorrang vor den anderen Bischöfen begründete und somit als der erste Papst bezeichnet werden kann. Und wieder hatte ein römischer Kaiser seine Autorität dazu in die Waagschale geworfen. Kaiser Valentinian III. (425—455), dessen Gesandter Leo im Jahre 452 war, schrieb:

„Vielmehr sei jenen allen (= den übrigen Bischöfen) Gesetz, was immer die Autorität des apostolischen Stuhles festgesetzt hat oder festsetzen wird.“ Einige Jahrzehnte später erklärte Papst Gelasius I. (492—496), die geistliche Gewalt habe den Vorrang vor der weltlichen, und damals wurde es zum erstenmal üblich, das römische Kaisertum mit dem Mond zu vergleichen, der von der päpstlichen Sonne nur ein schwacher Abglanz sei.

Immerhin war die Souveränität der Kirche über den weltlichen Staat noch Traumbild. Die römische Staatsautorität sank im Jahre 476 dahin, Germanen übernahmen das Erbe. Der erste Schritt zur Verwirklichung des „Gottesstaates“ geschah nunmehr mit Hilfe der

Franken.

Zwei Germanenstämme waren damals noch Heiden: die Sachsen und die Franken. Jene verharrten weiter im Glauben ihrer Väter, diese beugten sich Rom. Die Tatsache, daß die Franken das Christentum in der römisch-katholischen Form annahmen, muß als ein Ereignis von weltgeschichtlichen Folgen bewertet werden. Die Franken liehen der Kirche ihr Schwert und halfen deren künftige Machtstellung begründen. Der Merwinger Chlodwig tat im Jahre 496 den verhängnisvollen Schritt, als er zu Reims von Remigius die römische Taufe empfing. Die Worte, die der römische Bischof bei dieser Gelegenheit an ihn gerichtet haben soll, „verehre, was du bisher verbrannt und verbrenne, was du bisher verehrt hast“, können als Symbol gelten für die brutale Umwertung aller Werte, die sich fortan im germanischen Bereich gemäß dem Willen der römischen Kirche vollziehen sollte. Chlodwigs Schritt hat jedoch weniger seiner religiösen als vielmehr seiner politischen Überzeugung entsprochen. Mag er auch, skrupellos wie immer, in der Schlacht gegen die Alamannen bei Zülpich dem Gott der Christen gelobt haben, wenn er ihm den Sieg verleihe, die Taufe zu empfangen, maßgebend war für den Politiker doch einfach dies: Als Herrscher der Westfranken (mit Paris als Mittelpunkt) gebot er vorwiegend über eine gallo-römische Mischbevölkerung katholischen Glaubens. Er hatte die Wahl, ob er Heide bleiben und bei seinen Untertanen, die sich im

Besitz des einzig wahren Glaubens fühlten, sein Ansehen einbüßen oder nicht lieber durch einen Glaubenswechsel seine Stellung als Herrscher festigen wollte. Politische Erwägungen bestimmten auch fortan seine enge Interessengemeinschaft mit der römischen Kirche, für die er ja der einzige „rechtgläubige" Fürst auf Erden war[3].

Im Frankenreiche herrschte seit Chlodwig die römische Staatsidee. Chlodwig, der den Titel eines römischen Konsuls führte, kannte nur eine politische Zentralgewalt, nur einen (seinen) Glauben und nur eine Kirche, über die allerdings (und das blieb auch für später kennzeichnend im Frankenreich) der König und nicht der Papst gebot. Fränkische Kirche war Landeskirche. Überall war der römische Machtgedanke an die Stelle germanischer Freiheit getreten. Die auf dem Gefolgschaftswesen aufgebaute Einheit war zerschlagen, die Willkürherrschaft hatte über den Herzogsgedanken gesiegt. An Stelle der Gewissensfreiheit trat das Dogma der Kirche und ihr Auftrag zur gewaltsamen „Bekehrung", lies Unterwerfung.

In den folgenden Jahrhunderten verlor die Kirche zeitweilig den Einfluß auf das Frankenreich und die angrenzenden Gebiete. Erst das 8. Jahrhundert wird für unsere Geschichte wieder bedeutend. Damals gewann Rom für seine Interessen den bedeutendsten Helfershelfer in dem angelsächsischen Benediktinermönch

Winfried-Bonifatius (680—754).

Sein Glaubenseifer wurde den deutschen Landen zum größten Verhängnis. Dieser sogenannte „Apostel der Deutschen" war einer der eifrigsten Römlinge aller Zeiten. Im Dienste der Päpste Gregor II. (714—731) und Gregor III. (731—741) hat er das Frankenreich und darüber hinaus ganz Deutschland für die römische Papstkirche erobert. Dreimal reiste er nach Rom, um dort seine Befehle zur Verrömerung Deutschlands zu empfangen. Thüringen, Hessen[4], Bayern und Alamannien waren neben Franken die Gebiete seines Wirkens. Rom dankte dem eifrigen Diener durch Ernennung zum päpstlichen Legaten. In all den genannten Gebieten aber konnte von einer Heidenmission nicht

mehr die Rede sein, denn ihre Bewohner waren längst Christen. Freilich huldigten sie der iro-schottischen Lehre, die damals in Germanien weit verbreitet war und in der Rom gefährliche Ketzerei erblickte. „Die Iroschotten verkündeten das Evangelium in der Volkssprache und hatten Verständnis für die Eigenart unseres Volkes. Wir hören, daß sie die Heldenlieder sammelten und abschrieben. Sie kannten keine Einheitskirche mit lateinischer Einheitssprache[5]." So erscheint uns der „Auftrag" des Bonifatius in anderem Licht. Es galt, jene volkstümlichere und damit Rom feindliche Richtung der Iroschotten zu bekämpfen. Nicht Heidenmission war darum das Werk des Bonifatius, sondern geradezu die Durchführung einer ersten „Gegenreformation" in den germanischen Gauen. „Die Tätigkeit des Bonifatius", sagt A. Deindl, „... ist der Grundstein geworden zum ‚Ultramontanismus', war gleichsam der Beginn der ‚Katholischen Aktion' im deutschen Raum[6]." Die Kirche sah darum mit Recht in Bonifatius einen ihrer größten Förderer, hat er doch das Netz der römisch-kirchlichen Organisation (ordo romanus) um Deutschland gelegt. Den Höhepunkt seiner Tätigkeit aber bildete die große Reichssynode des Jahres 747, wo er eine Erklärung der versammelten Bischöfe durchsetzte, die eine Ergebenheitsadresse an den Papst Zacharias darstellt (nachdem er selbst längst dem Papst den förmlichen Gehorsamseid geleistet hatte — und dies als erster außeritalischer Bischof!). In dieser Adresse heißt es, daß

„Die Versammelten den katholischen Glauben, die Einheit der Kirche und die Unterwerfung unter sie bis zu ihrem Lebensende bewahren wollten. Dem heiligen Petrus und seinen Stellvertretern wollten sie untergeben sein. In allen Stücken sei ihr Begehren, die Gebote des Apostelfürsten treulich zu erfüllen, damit sie zu den ihnen anvertrauten Schafen gezählt würden[7]."

Rom näherte sich dem Ziel seiner Wünsche, der Verwirklichung der Einheit des Glaubens und der Einheit der Führung. Der universale Gottesstaat, wie ihn Augustin als „Programmatiker" seiner Kirche einst ersehnt hatte, schien sich zu vollenden. Der romhörige Bonifatius war sein eifrigster Wegbereiter[8]. Wieviel Zwiespalt und Unheil ist durch ihn den Deutschen erwachsen!

Und noch heute tagen die deutschen Bischöfe an seiner Grabstätte zu Fulda und wettern „in seinem Geiste“ gegen die Zeichen einer neuen Zeit. Diese unsere Zeit aber hat Bonifatius überwunden und beginnt zu erkennen, daß gerade diejenigen Männer, die aus germanischem Charakter gegen römische Geisteskuechtung von der Art des Bonifatius protestierten, seit jeher die einzig wahren „Apostel der Deutschen“ gewesen sind.

Die Karlinger

Was Rom einstweilen erreicht hatte, war die Einheit des Glaubens. In politischen Dingen führte noch immer der Wille der Frankenherrscher. Mochten Roms Päpste auch Sendschreiben verfassen und Anordnungen an die fränkischen Geistlichen ergehen lassen, die Karlinger verfügten über ihre Kirche nach Gutdünken und behielten sich die Entscheidung vor. Dennoch haben sie in verhängnisvoller Verkettung mit der Romkirche die Weltanschauung des Gegners gefördert und den Ausbau des „Gottesstaates“ erst ermöglicht. Drei Männer waren hier von größter Bedeutung: Karl Martell, Pippin und Karl der Große.

Karl Martell schlug 732 die Araber bei Tours und Poitiers. Er rettete dadurch das Abendland vor dem Einbruch asiatischen Geistes, und er rettete nicht minder die römische Kirche vor der gefährlichen Konkurrenz des Islam. Seinem Glaubenseifer und seiner Unterstützung ist es auch zu verdanken, daß das Bekehrungswerk des Bonifatius so erfolgreich war.

Pippin (761—768) war Hausmeier am Hof der Merwinger, deren letzte Vertreter willensschwache und entartete Menschen waren. Kein Wunder, daß er als der wirkliche Machthaber im Reich nach der Königskrone trachtete. Dieser Gewalttat aber mußte der Anschein des Rechts verliehen werden. Pippin brauchte den „Segen“ des Papstes. Gerne übernahm dieser die ihm unter anderen Umständen nie zuteil gewordene Schiedsrichterstellung und erwies dem Franken die erwünschte Gefälligkeit. Er hatte zudem dessen mächtige Hilfe allzu nötig, um sich der Langobarden zu erwehren.

Als Papst Zacharias Pippin und das ganze fränkische Volk von seinem, dem Merwingerkönig (Childerich III.) geleisteten Eid

entbunden hatte und Pippin 751 König der Franken geworden war[9], war es an diesem, der Kirche seine Unterstützung zu gewähren. Schon das Jahr darauf kam Papst Stephan III., von den Langobarden arg bedrängt, persönlich über die Alpen, flehte Pippin um Hilfe und fand gastliche Aufnahme in St. Denis bei Paris, wo er den Winter verbrachte. Pippin war beim Empfang ehrerbietig neben dem Zelter des Papstes einhergeschritten. Solche Zeichen des Entgegenkommens vermerkte Rom getreulich, und noch oft haben diese „Marschallsdienste" Pippins der Kirche als Beleg gedient für ihre anmaßenden Forderungen. — Nachdem der Papst die Salbung wiederholt hatte, zog Pippin das Jahr darauf mit einem starken Heer nach Italien, schlug die Langobarden (denen es zur Ehre gereicht, sich nie freiwillig dem Papst unterworfen zu haben) und schenkte die Stadt Rom mit dem Herzogtum und der wiederhergestellten Statthalterschaft des heiligen Petrus der römischen Kirche (Pippinische Schenkung — 754). Der Kirchenstaat war damit geschaffen. Dies ist der andere „Präzedenzfall", auf den sich die Romkirche immer wieder berufen hat. Wohl führte Pippin von nun an den Titel eines „Schutzherrn der Römer" (Patricius Romanorum), wodurch die Unterordnung des Papstes unter den König jedem Zweifel enthoben war — doch Rom wich keinen Augenblick von seinen Ansprüchen ab. Wiederholt drohte der Papst, wenn auch ohne Erfolg, dem in seiner Landeskirche selbstherrlich schaltenden mächtigen Franken.

Mit der Schenkung Pippins aber ging es so: obgleich die geschenkten Länder niemals zuvor im Besitz der römischen Kirche gewesen waren, sprach Stephan III. sehr bald von einer „Rückgabe". Es sollte der Anschein erweckt werden, als ob der weltliche Besitz der Kirche auf die ältesten Zeiten zurückginge. Die erste schriftliche Spur dieser geschickten Entstellung findet sich in einem Schreiben Papst Hadrians I. an Karl den Großen vom Jahre 777 (also 20 Jahre später bereits):

> „Wenn ihr, was wir nicht glauben wollen, dem heiligen Petrus jene ihm rechtmäßig zukommenden Besitzungen zu schaffen versäumt oder zögert, so wisset, daß ihr darüber dem Apostelfürsten vor Christi Richterstuhl schwere Rechenschaft werdet ablegen müssen[10]."

Bald war die große historische **Fälschung** vollendet, die aus der Pippinischen Schenkung die **Konstantinische Schenkung** machte. Der Hauptinhalt dieser (gefälschten) Urkunde, mit deren Hilfe die römische Kirche ein wesentliches Stück ihrer Machtstellung zu begründen suchte, ist folgender:

„Wir (Konstantin) setzen fest, daß der hochheilige Stuhl Petri die Oberherrschaft über alle Kirchen Gottes innehaben, der jeweilige Papst ein Fürst über alle Bischöfe der ganzen Welt sein, und durch seinen Urteilsspruch alles, was die Gottesverehrung und den Christenglauben betrifft, geordnet werden soll. Unserm Vater Sylvester, als dem Oberbischof und Universalpapst der Stadt Rom, und allen seinen Nachfolgern bis zum Ende der Welt übertragen Wir von jetzt an Unsern kaiserlichen Lateranpalast, dazu das Diadem, die Krone Unseres Hauptes, den Purpurmantel, Zepter und Siegel, den ganzen Aufzug kaiserlicher Majestät und den Glanz Unserer Macht. Wir leisteten ihm aus Ehrfurcht vor dem seligen Petrus den Reitknechtsdienst, indem Wir den Zügel seines Pferdes hielten (!). Zur Nachahmung Unsrer kaiserlichen Herrschaft haben Wir auch alle Provinzen, Orte und Städte der Stadt Rom, Italiens oder des Abendlandes dem Papst Sylvester übertragen und seiner und seiner Nachfolger Gewalt und Botmäßigkeit überlassen. Deshalb haben Wir Unsre Regierung nach dem Orient verlegt; denn wo die Oberherrschaft über die Priester und das Haupt der christlichen Religion von dem himmlischen Kaiser seinen Platz erhalten hat, da ist es nicht recht, daß der irdische Kaiser Macht habe[11]."

Die Fälschung besteht, wie man sieht, darin, daß man in Rom eine geschichtliche Begebenheit (die Landgabe Pippins und seinen Marschallsdienst) um einige Jahrhunderte zurückverlegte (in die Zeit Konstantins), um so dem Kirchenstaat den Charakter einer durch die Tradition geheiligten Einrichtung zu geben.

Diese „Urkunde" über die Konstantinische Schenkung wurde später in eine Sammlung päpstlicher Verordnungen und Entscheidungen aufgenommen, von denen sich ein großer Teil ebenfalls als Fälschung erwiesen hat, und die unter dem Namen **Pseudoisidorische Dekretalien** bekannt geworden sind. Diese Fälschung erschien im Jahre 852 im westfränkischen Reich und ist wahrscheinlich in der Diözese Reims um 850 entstanden. Ihr Verfasser nannte sich Isidorus Mercator (Deckname) und dürfte wohl ein westfränkischer Kleriker gewesen sein. Einige „Er-

findungen“ aus dieser Sammlung seien — weil besonders kennzeichnend für die Kirche — hier wiedergegeben:

„1. Die Aussprüche einer Synode haben nur insoweit Geltung, als der Papst sie anerkennt. —

2. Die Berufung eines ökumenischen Konzils kann nur durch den Papst erfolgen. —

3. Die Priester, die „Geistlichen“ (spirituales), die „Augäpfel“ Gottes, die Freunde Gottes, dürfen nicht bei weltlichen Richtern angeklagt werden, denn diese sind carnales. Ein Laie darf nie als Ankläger gegen einen Bischof auftreten. Die Schafe sollen ihren Hirten nicht tadeln, die Gemeinde den Bischof nicht anklagen. Die Bischöfe sind von Gott zu richten (Pius I. um 150). —

4. Unzüchtiges Leben ist schwere Sünde, schwerere Sünde aber ist es, geistliche Güter anzutasten. Wer die Kirche bestiehlt, sündigt gegen Gott[12].“

So mußte der Zweck die Mittel heiligen. Der Zweck aber war, die Macht der Kirche zu festigen und sie mehr und mehr dem Zugriff der weltlichen Gebieter zu entziehen (vgl. Nr. 3 der Dekretalien). „Ich bin ermahnt worden“, so hatte „Pseudo-Isidor“ in der Vorrede zu seiner Sammlung erklärt, „diese alten Gesetze zu sammeln, um der Überwältigung durch die Weltlichen, insbesondere der Vertreibung so vieler Priester von ihren Sitzen, zu steuern.“

Der Schwindel gelang. Das ganze Mittelalter hindurch haben die Menschen ahnungslos diesen Fälschungen geglaubt. Wie leicht war es auch, in einer Zeit, wo die Kleriker das Bildungsmonopol hüteten, auf die Gutgläubigkeit der germanischen Völker zu bauen. Wer hätte z. B. auf den interessanten „Regiefehler“ kommen sollen, der dem Pseudo-Isidor unterlief, als er den Papst Melchiades, der bereits im Jahre 314 gestorben war, noch einmal auf dem Konzil zu Nikäa (325!) auftreten ließ? Und doch regten sich auch im Mittelalter schon Stimmen, die den frommen Betrug ahnten. Der deutsche Kardinal Nikolaus Cusanus (aus Cues an der Mosel) erkannte den Schwindel[13], und 1599 wurde durch die Magdeburger Zenturiatoren (die Verfasser der ersten protestantischen Kirchengeschichte) die Fälschung einwandfrei nachgewiesen.

Der dritte Franke, der Rom jederzeit seinen Schutz gewährte und dadurch am Fundament der Kirche bauen half, ist

Karl der Große.

Eine ausführliche Würdigung der Taten dieses Mannes würde den Rahmen des gestellten Themas weit überschreiten. Noch immer tobt der Streit der Meinungen um ihn, und es ist ein Streit der Weltanschauungen. Eines steht jedenfalls für uns fest: es geht nicht an, eine Gestalt wie Kaiser Karl, die so tiefgreifend deutsches Schicksal bestimmte, einfach schwarz oder weiß zu zeichnen. Befangen in der römischen Idee des universalen Kaisertums war er allzuoft nur willfähriger Diener und Werkzeug römischer Kirchenpolitik. Dennoch dürfen wir nicht den germanisch-deutschen Charakter übersehen, der aus vielen seiner Handlungen spricht, und wir sind keineswegs geneigt, diesen ersten Kaiser der deutschen Geschichte der römischen Kirche (die ihn selig gesprochen hat) oder gar den Franzosen zu überlassen.

Noch immer waren die Langobarden die ständig drohende Gefahr für das Papsttum. Man begreift daher das Entsetzen des Papstes, als er eines Tages erfuhr, Karl habe sich mit der Tochter des Langobardenkönigs Desiderius (Desiderata) vermählt und dadurch ein Bündnis zwischen den Franken und den Langobarden zustande gebracht. Der Heilige Vater geriet in seiner Wut außer Fassung und schrieb an Karl und dessen Bruder Karlmann (der mit Karl die Regierung teilte) einen Brief, der als typisches Beispiel gelten kann für die dreiste Einmischung der herrschsüchtigen römischen Priesterkaste in Fragen deutscher Politik:

„Was für ein Wahnsinn ist es, daß Euer edles fränkisches Volk, das alle Völker überstrahlt, und Euer so glänzendes und edles Königsgeschlecht befleckt werden sollte durch das treulose und stinkende Volk der Langobarden, das gar nicht unter die Völker gerechnet wird und von welchen bekanntlich die Aussätzigen stammen; denn kein vernünftiger Mensch kann glauben, daß so gefeierte Könige durch eine so verwünschens- und verabscheuungswerte Berührung sich beflecken[14]...“

Ein Bündnis zwischen Franken und Langobarden hätte das Papsttum vernichten können. Karl aber verstieß seine Gemahlin und löste den Bund mit dem germanischen Volke. Dieselbe Willfährigkeit zeigte er auch gegenüber Papst Hadrian I., der von ihm unter Drohungen die Bestätigung der Pippinischen Schenkung verlangt hatte[15]. Immer mehr lenkte Karl in die Bahnen römisch

orientierter Politik und erstrebte, nachdem die Franken zu großen Teilen in Gallien ihrem germanischen Denken entfremdet worden und einer gallo-römischen Mischkultur erlegen waren, nunmehr für alle noch freien germanischen Stämme deren Unterwerfung unter fränkisches, d. h. römisches Gesetz. Ein Universalstaat sollte geschaffen werden. Die Gottesstaatidee des Afrikaners, dessen Buch Karl oft in stillen Stunden gelesen hatte, wurde für ihn ein politisches Programm. Das römische Kaisertum sollte wieder erneuert werden, und der schwertgewaltige Franke sah sich im Geiste als den mächtigen Herrscher dieses (franko-römischen) Reiches. Daß dabei Augustins Idee ins Weltliche umgeprägt wurde und Karl sich zudachte, was nur dem Papst gebühren sollte, das wird Karl wenig gekümmert haben; denn bei aller geistigen Abhängigkeit von den Päpsten sah er, wo es um Machtpolitik ging, in ihnen genau wie Pippin nur Figuren, mit denen die Franken auf dem Schachbrett ihrer Politik zu spielen gewohnt waren.

Im Sinne solcher Pläne (und auch im Sinne der Kirche) lag vor allem die Unterwerfung der freien Sachsen unter den politischen Willen der Franken. Wir verstehen heute das Freiheitsstreben jener Germanen, die gegen Karls Übermacht einen dreißigjährigen verzweifelten Kampf geführt haben; wir sehen den großen Sachsenherzog Widukind und stehen innerlich auf seiner Seite. Sein Name ist uns Symbol geworden für jenen germanischen Kampf gegen römische Geistesknechtung, den nach ihm noch viele als „Rebellen" führen mußten. — Karl stand hier ganz im Banne römischer Gewaltpolitik wie im Banne der katholischen Lehre Augustins, daß man die „Irrenden" mit Gewalt bekehren müsse. Seine Unterwerfungsmethoden sind ganz und gar römische, und der Dank der Kirche ist der beste Beweis für sein unseliges Handeln. Triefend vor Freude beglückwünschte Papst Hadrian I. im Jahre 786 (4 Jahre nach dem Blutbad von Verden an der Aller) den König zu seinen „Erfolgen":

„...Mehr aber erfahren wir darin (aus Eurem Schreiben) über Eure unter Gottes Beistand erzielten königlichen Erfolge, daß Ihr die wilden und feindlichen Stämme der Sachsen zur Verehrung Gottes und zum rechten Glauben seiner heiligen katholischen und apostolischen Kirche gebracht und mit Gotte Hilfe...ihren Nacken unter Eure mächtige Herrschaft gebeugt habt...

Ihr verdient als würdigstes Geschenk eine so herrliche Frucht am jüngsten Tage vor Christi Richterstuhl wegen des Heils ihrer Seelen darzubringen, und Ihr verdient als unbegrenzten Gewinn für Eure Liebe zu ihnen das Reich zu erwerben...

Wir freilich haben nicht nur eine oder zwei, wie Ihr vorgeschlagen habt, Litaneien zu zelebrieren vorgesehen, sondern wünschen auch, daß, wie gewöhnlich, unablässig für Eure Hoheit gebetet wird, und deshalb haben wir bestimmt, daß dem Weltheiland die Stämme Lobgesänge darbringen sollen, die durch Euren königlichen Kampf zum christlichen Glauben geführt worden sind und bis in Ewigkeit es durch Eure Unterstützung bleiben werden.... Noch recht lange verdient Ihr mit der Frau Königin und Euren edlen Kindern die Herrschaft des Reiches zu genießen und in den himmlischen Burgen ohne Ende zu herrschen, damit durch Eure schweren Kämpfe Eure geistliche Mutter, die heilige römische Kirche, immer mehr erhöht werde...[16]"

Diese „Erhöhung der Kirche" haben die Päpste nie aus dem Auge verloren. In dem Schwert, das Karl gegen die Sachsen führte, sah die Romkirche das geeignete Mittel für ihre Zwecke; denn jeder politischen Unterwerfung durch die Franken folgte zwangsläufig auch die Unterwerfung unter die „Kirche des Heils".

Karl war der eigentliche Herr und Beschützer dieser Kirche und war sich dieser Stellung wohl bewußt. Der römische Pontifex bekam von ihm manch groben Brief, er kämpfte (und hier ist er ganz Germane) gegen den Aberglauben und verbot den Priestern den Verkauf von geweihtem Salböl als Zaubermittel. Er griff ein in den Streit um die Bilderverehrung und vertrat auch hier eine ablehnende Stellung. (Es ging um den Streit, ob Heiligenbildern eine wundertätige Wirkung zukomme und man sie anbeten dürfe.) Karl sagte, ob man Bilder habe oder nicht, sei ganz gleichgültig. Nicht einmal von Verehrung der Bilder wollte er etwas wissen. Aber die Kirche wirkte im stillen mit unendlicher Geduld. Sie wußte, daß ihre Zeit kommen würde. Einstweilen war ihr noch die Rolle der verfolgten und hilfesuchenden Kirche zugewiesen, und die Päpste schlugen aus dieser Rolle geschickt ihr Kapital. Im Jahre 799 kam Papst Leo III. über die Alpen und wandte sich hilfeflehend an Karl in Paderborn. Das Jahr darauf (800) schon brachte dem Papsttum einen glänzenden ideellen Erfolg. Karl war in Rom und besuchte in der denkwürdigen Weihnachtsnacht die Peterskirche. Die fränkischen Annalen berichten darüber:

„Als der König sich von dem Gebet erhob an dem Grabe St. Peters und zur Messe ging, setzte Papst Leo ihm eine goldene Kaiserkrone aufs Haupt, und das ganze Volk der Römer brach in den Zuruf aus: ‚Karl Augustus, dem von Gott gekrönten großen und friedenschaffenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg.‘ — Und nach Lobgesängen ward er von dem Papst gemäß der Sitte der alten Kaiser durch Kniebeugung geehrt und (unter Beseitigung des Namens ‚Patrizius‘) ‚Imperator‘ und ‚Augustus‘ genannt. Darauf folgte die Salbung Karls zum Kaiser und seines Sohnes Karl zum König[17].“

Das war nach Felix Dahns Worten das „diplomatische Meisterstück“ der Kirche. Während Karl vermutlich aus eigenem Recht (und wer hätte ihm dies wehren sollen) zu gegebener Zeit das römische Kaisertum erneuert und sich die Krone aufs Haupt gesetzt haben würde, war ihm nun der schlaue Priester zuvorgekommen. Mag Karl noch so erbost gewesen sein über diese Überrumpelung und diesen Gang zur Kirche bereut haben[18], die vollzogene Krönung war nicht mehr aus der Welt zu schaffen, ebensowenig die Tatsache, daß der Besitz der Kaiserkrone nur zu deutlich nach einer „Verleihung“ durch den Papst aussah. Die Kirche hatte es fertiggebracht, aus der Kaiserkrone ein „beneficium“ (Lehen) des Papstes zu machen und damit einen neuen Präzedenzfall geschaffen, dessen Auswertung sich Rom zur rechten Zeit nicht würde entgehen lassen.

Zum Abschluß sei das Urteil Houston Stewart Chamberlains über Karl den Großen angeführt, welches lautet:

„Wenn ein Mann sich ein Recht erworben hatte, auf Rom Einfluß zu nehmen, so war es Karl; er hätte das Papsttum vernichten können, er hat es gerettet und auf tausend Jahre inthronisiert. Er — wie Niemand vor ihm oder nach ihm — hätte die Macht besessen, wenigstens die Deutschen definitiv von Rom zu scheiden; er tat im Gegenteil das, was das Imperium in seinem höchsten Glanze nicht vermocht hatte, und verleibte sie samt und sonders einem ‚heiligen‘ und ‚römischen‘ Reiche ein. Dieser so verhängnisvoll eifrige Römling war aber dennoch ein guter deutscher Mann, und nichts lag ihm mehr am Herzen, als diese Kirche, die er als Ideal so leidenschaftlich hoch schätzte, von oben bis unten zu reformieren und aus den Klauen des Heidentums loszureißen....

Was hat nun Karl in seinem Kampfe gegen Rom ausgerichtet? Im Augenblick Manches, auf die Dauer gar nichts. Rom gehorchte, wo es mußte, widerstand, wo es konnte, und ging seinen Weg ruhig weiter, sobald die machtvolle Stimme für ewig verstummt war[19].“

Und so kam es. Als nach Karls Tod (814) sein schwächlicher Sohn Ludwig, der den bezeichnenden Namen „der Fromme" in der Geschichte führt, die Regierung übernahm, da verfiel das Reich und die Macht. Der Kirche konnte ein solcher Schwächling auf dem Kaiserthron nur recht sein. Ganz in den Händen pfäffischer Ratgeber, hat er mit Eifer die Vernichtung der „heidnischen" germanischen Heldenlieder betrieben, während sein Vater trotz kirchlicher Erziehung weitherzig genug gewesen war, diese zu sammeln.

Verfall der Romkirche.

Nach dem Tod Kaiser Karls verfiel das geschichtlich unhaltbare (weil übervölkische) Universalreich. Während aber aus den Reichsteilungen (843 zu Verdun, 870 zu Mersen) nach kaum einem Jahrhundert das kraftvolle deutsche Volksreich heranwuchs, das durch den Sachsen Heinrich seine erste Formung erfuhr, ging die römische Kirche in jener Zeit einem gänzlichen Verfall entgegen. Vom Ende des 9. bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts regierte in Rom das Laster. Habgier und niederste Rachsucht beseelten damals die Stellvertreter Christi, und Dirnen verfügten im Interesse ihrer Nachkommen über den päpstlichen Thron[20]. Wenn Rom trotzdem nicht im eigenen Sumpf verkam, dankt es diese seine geschichtliche Rettung dem deutschen Kaisertum. Die Kaiser haben immer wieder dem verkommenen Treiben ein Ende gemacht, die gröbsten Mißstände beseitigt und die unwürdigsten „Statthalter Christi" durch würdigere ersetzt. Aber sie haben auch dadurch (das war die Tragik) unser deutsches Schicksal stets von neuem an Rom gekettet und die Kirche immer wieder in eine Machtposition gesetzt, die dem Reich gefährlich werden mußte. Nur einer wußte um diese Gefahr:

Heinrich I. (919—936).

Wenn er gleich zu Beginn seiner Regierung auf die Salbung zum König durch den Vertreter der Kirche (den Erzbischof Hatto von Mainz) verzichtete, lag darin eine unausgesprochene Regierungserklärung. Es bedeutete die Ablehnung der Mitwirkung der Kirche in dem ihr nicht zustehenden Bereich des Politischen.

So hielt er es auch später. Er ernannte die Reichsbischöfe und hielt sie in Abhängigkeit und nahm nirgends den Rat der Kirche in Anspruch[21]. In Erkenntnis der gefährlichen Folgen einer Bindung deutschen Schicksals an die Romkirche hat er auch nie die römische Kaiserkrone erworben, sondern blieb in weiser Beschränkung das, was gerade seine geschichtliche Größe ausmacht, ein wahrhaft deutscher Volkskönig.

Anders sein Sohn

Otto I. (936—973).

Freilich bestand auch unter ihm und in der Folgezeit das „Königskirchentum" weiter. Personalpolitik in kirchlichen Fragen trieb ausschließlich der Kaiser. Er allein konnte die Bischöfe ernennen, und nie gab er dieses Recht preis. Aber befangen in dem Machttraum eines gewaltigen Reiches, bestrickt in der römischen Kaiseridee, auf die Heinrich in kluger Mäßigung verzichtet hatte, sah er in Karl dem Großen sein heimliches Vorbild. Darum legte er Wert auf die Salbung durch den Würdenträger der Kirche, und bald wurden die Bischöfe seine stärksten Stützen. Er hatte freilich mit der Treue der Stammesherzöge, die sich unter seine Zentralgewalt nicht beugen wollten, bittere Erfahrungen gemacht, und als er seine nächsten Verwandten mit den Herzogtümern belehnt hatte, war es ihm nicht besser ergangen. So glaubte er in den Männern der Kirche (die ja von ihm bestimmt wurden) die zuverlässigsten und treuesten Stützen des Reiches gefunden zu haben. Die Bischöfe und Erzbischöfe wurden die obersten Beamten im Reich. Die Kirche ging auf im Staat. Dieses Staatskirchentum — in der Geschichte „Ottonisches System" genannt — bewährte sich ohne Erschütterungen durch mehrere Jahrhunderte[22]. Es ist klar, daß diesem Bau ottonischer Macht der Schlußstein gefehlt hätte, wenn ihm die römische Kaiserkrone versagt geblieben wäre. So zog Otto im Jahre 962 nach Rom zur Krönung und wurde zum Erneuerer der römischen Reichsidee. Aus dem Volksreich Heinrichs aber wurde jenes zwiespältige Gebilde, das als „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation" in die Geschichte eingegangen ist.

In diesem Heiligen Reich gebot der Kaiser. Und wie er die Bischöfe zu Beamten des Reiches gemacht hatte, wurde jetzt auch das Papsttum einbezogen in den Bereich kaiserlicher Befehlsgewalt. Schon ein Jahr nach der Kaiserkrönung mußte Otto den unwürdigen Papst Johann XII., den „lasterhaften Knaben", wegen „Mord, Meineid und Blutschande[23]" absetzen, und die Römer schworen ihm, fortan keinen Papst zu wählen, ohne sich zuvor der Zustimmung des deutschen Kaisers versichert zu haben.

So blieb es auch unter Ottos Nachfolgern. Im universalen „Gottesstaat" herrschte nur der Kaiser. Auch der von phantastischen Ideen erfüllte Otto III. (996—1002), der von einem Weltkaisertum mit Rom als Mittelpunkt träumte und ganz in den Händen seiner klerikalen Erzieher (Gerbert von Reims und Adalbert von Prag) stand, machte von seinen kaiserlichen Rechten Gebrauch. Durch den frühen Tod Ottos II. hatten sich in Rom wieder unhaltbare Zustände entwickelt, und Otto III. sah sich bei seinem Regierungsantritt gezwungen, den Papst abzusetzen (996). Er bestellte Gregor V. als Nachfolger und nach dessen Tod Gerbert von Reims, der sich als Papst Sylvester II. nannte.

Unter der Regierung *Heinrichs* II. (1002—1024), der gleichfalls seine Rechte der Kirche gegenüber durchzusetzen wußte, kam es bereits zu einer ersten Auflehnung der deutschen Bischöfe gegen die römische Kurie. Die Deutschen verbaten sich (unter Führung der Mainzer Bischöfe Willegis und später Aribo) jegliche Einmischung der Kurie in die Angelegenheiten der deutschen Kirche. Es ist dies der *erste deutsche Protest* gegen den päpstlichen Absolutismus. Man muß bedauern, daß Heinrich II. in diesem Streit die Partei seines „Beamten", des Papstes, ergriff. So mußten derartige Proteste verhallen, weil die deutschen Kaiser bei allen ihren Auseinandersetzungen mit dem Papsttum letzten Endes nur die einzelnen Vertreter, aber nie das Papsttum als solches ablehnten. Die deutschen Kaiser standen (das war die Tragik unseres Mittelalters) bei ihren Kämpfen mit Rom „auf der weltanschaulichen Ebene des Gegners" (Rosenberg). Die *wirkliche Gefahr* für das römisch-kirchliche System war darum gar nicht das Kaisertum, sondern das erstarkende National-

bewußtsein, das sich in jener mannhaften Haltung der Mainzer Bischöfe zum erstenmal vernehmbar ankündigt. —

Innerhalb der Kirche wurden indessen die Stimmen immer lauter, die nach einer gründlichen Reform riefen. Im Ringen um diese Reform war das burgundische Kloster Cluny wortführend. Man wollte durch radikale Ausmerzung aller Schwächen die Macht der Kirche wieder festigen. Wenn Konrad II. diese Bestrebungen der Cluniazenser in keiner Weise unterstützte, handelte er klug im Interesse seiner Macht. Anders

Heinrich III. (1039—1056).

Von ehrlicher Frömmigkeit beseelt war er ganz den Reformern zugetan. Später griff er mit starker Hand in die römischen Mißstände ein und leitete im Jahre 1046 die Synode zu Sutri (bei Rom), wo er im Laufe von drei Tagen drei sich streitende Päpste absetzte[24] und den deutschen Bischof Suidger von Bamberg in das höchste kirchliche Amt berief (als Klemens II.). Sutri bedeutet ohne Zweifel den Höhepunkt kaiserlicher Macht, die absolute Souveränität des Kaisers über die Kirche. Die erste entscheidende Stimme bei der Papstwahl (Prinzipat) wurde fortan dem Kaiser zuerkannt. Und doch hatte wiederum der Kaiser der Weltkirche Hilfestellung geleistet. Die Einsetzung sittenstrenger und reformfreundlicher Persönlichkeiten an Stelle Verkommener ermöglichte erst der Kirche den Ausbau ihrer weltanschaulichen Stellung, von der sie dann, wenn sie stark genug war, zum Angriff gegen das Reich übergehen konnte.

In Cluny lehrte man, die Hauptursache für die Mißstände in der Kirche sei die Herrschaft der Laien über diese. Man machte Propaganda gegen Simonie (Verkauf von geistlichen Ämtern an Laien) und Investitur (Ernennung, eigentlich „Einkleidung" der Bischöfe durch den Kaiser) und sorgte dafür, daß diese Schlagworte bald im ganzen Volke bekannt wurden. Aber im Grunde wollten die Reformer doch nur das Kaisertum treffen, den mächtigen Gegenspieler des päpstlichen Absolutismus. Das war der „Dank Roms" für die Rettung vor dem Verfall und das Verhängnis der deutschen Kaiser, die die heraufziehende Gefahr nicht sahen. Der jugendliche

Heinrich IV. (1056—1106)

wurde das erste Opfer dieses Verhängnisses. Der frühe Tod seines Vaters (Heinrich III.) und die dadurch entstehende Führerlosigkeit des Reiches (Heinrich IV. war erst 4 Jahre alt) kamen der Kirche zugute[25]. Bei der Papstwahl Stephans IX. im Jahre 1057 nahmen die Römer bereits keine Rücksicht mehr auf das dem Kaiser zu Sutri zugesicherte Recht. Wohl wahrte sich vorerst die Kaiserinwitwe Agnes (die die Regentschaft führte) das Recht der Investitur, aber ein ernster Widerstand gegen das Papsttum war von ihrer Seite nicht zu erwarten, da sie allzusehr der Kirche in Demut ergeben war[26]. In seiner Schrift „Wider die Simonisten" wetterte der Kardinal Humbert bereits gegen das kaiserliche Investiturrecht (1058)[27]:

„Gänzlich zu verwerfen ist es, daß der König den Ernannten mit Ring und Stab investiert, denn die Investitur ist ein geistlicher Akt. Ring und Stab sind die Sinnbilder des Hirtenamts; durch ihre Übergabe wird das bischöfliche Amt übertragen. Ein Laie hat hierzu nicht Recht noch Macht. Wie unerträglich ist es vollends, daß eine Frau die Investitur vollzieht! So Ernannte dürfen nicht als Bischöfe anerkannt werden."

Schon ging die Kirche daran, die verschiedenartigen Begriffe Simonie und Investitur miteinander zu verquicken. Es ging um die Vernichtung des Kaisertums. Wenn es gelang, den kaiserlichen Einfluß bei der Bischofswahl auszuschalten, hatte Rom das Spiel gewonnen. Dann konnte der Papst die Personalpolitik bestimmen und Männer einsetzen, die nicht mehr in erster Linie ihrem Volke und dem Kaiser in Treue dienten, sondern der vom Volke losgelösten Weltkirche. Dann erst konnten für immer solche peinlichen Vorkommnisse vermieden werden, wie sie sich im Jahre 1052 zu Worms zugetragen hatten, als aus dem Hochamt beinahe eine Protestkundgebung gegen den anwesenden Papst geworden wäre:

„Papst Leo IX. war der erste, der in Deutschland selbst erschien, den Zauber seiner Persönlichkeit wirken ließ und den kaiserlichen Italienzügen päpstliche Deutschlandfahrten zur Seite stellte. Weihnachten 1052 war er zu Worms im Gottesdienst. Der Mainzer Diakon Humbert sang nicht, wie man in Rom sang. Leo unterbrach die Heiligkeit des Gottesdienstes und hieß ihn schweigen; aber Humbert beachtete es nicht. Als ihn darauf

3*

der Papst zum zweitenmal schweigen hieß, sang er mit der gleichen sonoren Stimme wie zuvor seine **deutsche** Weise zu Ende. Leo degradierte ihn sofort. Aber der Mainzer Erzbischof Luitpold erklärte: niemand werde fürder die Messe singen, bis ihm Genugtuung widerfahren sei. Und der Papst nahm die Degradation zurück. Das war 25 Jahre vor Kanossa." (v. Schubert[28].)

Bald nachdem Heinrich selbst mit fester Hand die Regierung übernommen hatte, bestieg auch sein gefährlicher Gegenspieler **Gregor** den päpstlichen Thron. Er kam aus dem Kloster Cluny (in das er 1048 eingetreten war) und war ein verbissener Verfechter der Reform. Durchglüht von leidenschaftlichem Temperament und beseelt von einem fanatischen Willen, wollte er den Gottesstaat verwirklichen und das Papsttum unter Befreiung von jeglichem weltlichen Einfluß auf den Höhepunkt seiner Macht führen. Zielbewußt schmiedete er die dazu nötigen Waffen und verkündete eines Tages der Welt seinen Willen in Form einer „Verordnung", die als **Dictatus Papae** bekannt ist. Hier wird u. a. erklärt:

„1. Die römische Kirche ist von Gott selbst gegründet.

2. Der römische Papst allein kann die Bischöfe absetzen und wieder in ihr Amt zurückführen.

3. Er allein kann die kaiserlichen Insignien tragen.

4. Ihm allein müssen alle Fürsten die Füße küssen.

5. **Sein Recht ist es, die Kaiser abzusetzen.**

6. Er selbst (der Papst) darf von niemand verurteilt werden.

7. Die Kirche hat niemals geirrt und wird nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift in alle Ewigkeit nicht irren[29]."

So hatte sich binnen weniger Jahre das Blatt gewendet. Einst hatte Gregor selbst als Mönch Hildebrand eine jener Abordnungen des römischen Volkes angeführt, die den Kaiser demütig baten, in die römischen Mißstände einzugreifen — jetzt hatte ihn das Schicksal emporgetragen zur höchsten Würde der Kirche (1073), die es ihm, dem „heiligen Satan[30]" ermöglichen sollte, dem verhaßten Kaisertum den Todesstoß zu versetzen.

Der Streit zwischen dem Reich und der Romkirche, Kaiser Heinrich und Papst Gregor wurde zu einem Ringen von dramatischer Größe. Gregor eröffnete die Feindseligkeiten mit diplomatischer Kunst. Er ließ zunächst die Person des Königs aus

dem Spiel, forderte aber mit aller Schärfe die Bestrafung jener kaiserlichen Räte, die sich der Simonie[31] schuldig gemacht hätten und belegte diese mit dem Kirchenbann. Die „simonistischen" (d. h. die nach Gregors Meinung durch Geld zu ihrem Amt gekommenen) Bischöfe erklärte er für abgesetzt und sorgte sogleich für die Wahl „kanonischer" Bischöfe, d. h. solcher von Papstes Gnaden. Dem König aber verboter fürderhin die Ausübung der Investitur (1075). Das war ein unerhörter Eingriff in jahrhundertealtes Recht der Kaiser, der zu den schwersten Auseinandersetzungen führen mußte. Heinrich, der damals in innerpolitische Kämpfe verwickelt war, machte zunächst dem Papst, um ihn hinzuhalten, manche Zusagen. Nachdem er aber durch seinen Sieg über die aufständischen Sachsen bei Homburg (an der Unstrut) 1075 seine Stellung im Reich gefestigt hatte, rief er unverzüglich seine (gemaßregelten) Räte zurück und vertrieb die kanonischen (päpstlichen) Bischöfe. Gregor hatte ja damit gerechnet, daß ein germanischer König seine Gefolgschaft nicht preisgeben würde, und jetzt war für ihn der Augenblick gekommen, gegen die Person des Königs selbst vorzugehen. Eines Tages brachten Boten aus Rom die Kampfansage des Papstes:

„Du, Heinrich, versprichst viel und handelst gegen die Gesetze der Kirche, das heißt Petri. Wir aber erneuern das alte Recht (!) der heiligen Väter mit unseren Dekreten, denen sich alle Völker und Fürsten der Erde als heilsnotwendiger Wahrheit beugen müssen[32]."

Dann folgte die Drohung der Bannung und Absetzung des Königs. Heinrich berief als Antwort auf diese Herausforderung seine Bischöfe zu einer Nationalsynode nach Worms (1076). Dort wurde Gregor für abgesetzt erklärt. Das Schreiben, in dem Heinrich dem Papst den Beschluß der Synode mitteilte, beginnt mit den Worten: „An Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch", und endet, nachdem dem Papst seine Mißhandlung der Bischöfe, sein Buhlen um die Gunst des Pöbels und seine Drohung gegen das Königtum vorgehalten worden war, mit den wirkungsvollen Sätzen:

„Du also, durch das Urteil aller unserer Bischöfe und das unsrige verdammt, steige herab, verlasse den angemaßten apostolischen Sitz. Ein anderer besteige den Thron des seligen Petrus, der nicht unter der Hülle

heiliger Satzung Gewalttat üben, sondern die unverfälschte Lehre des seligen Petrus lehren möge. Denn wir, Heinrich, König von Gottes Gnaden, mit allen unsern Bischöfen sagen dir: Steige herab, steige herab[33]!"

Statt nunmehr mit Heeresmacht persönlich in Italien zu erscheinen, um den königlichen Machtspruch durchzusetzen (worauf auch frühere Kaiser nicht hatten verzichten können), begnügte sich Heinrich mit diesem papierenen Protest und sandte einen Priester aus Parma mit der Botschaft zum Papst. Fast wäre dieser Bote in Rom der Wut der Kardinäle zum Opfer gefallen. Nur Gregors Dazwischentreten verhinderte einen Gesandtenmord. Der ungleich ältere und erfahrenere Gregor benutzte die Zeit, die ihm Heinrich ließ, um jetzt seinen stärksten Trumpf auszuspielen. Auf der römischen Fastensynode desselben Jahres traf König Heinrich der Kirchenbann. Das päpstliche Dekret hat folgenden Wortlaut:

„Heiliger Petrus, Fürst der Apostel. . . . Durch Deine Gnade ist mir von Gott die Gewalt gegeben, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. Auf diese Zuversicht bauend, zur Ehre und zum Schutz Deiner Kirche, untersage ich im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes dem König Heinrich, Kaiser Heinrichs Sohn, der gegen Deine Kirche mit unerhörtem Stolze sich erhoben hat, die Regierung des deutschen Reichs und Italiens, entbinde alle Christen des Eides, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und untersage hierdurch, daß irgend jemand ihm als einem König diene. . . . Denn es gebührt sich, daß der, welcher die Ehre Deiner Kirche zu verringern trachtet, selber die Ehre verliere, die er zu besitzen scheint[34]."

Heinrich im Kirchenbann! Nun hing alles von der Haltung der deutschen Fürsten (vor allem der sächsischen Großen und der süddeutschen Fürsten) ab. Ihr Versagen führte erst zur Katastrophe. Sie sahen in den Ereignissen eine günstige Gelegenheit, den König fallen zu lassen. So fand Gregors Wollen im deutschen Stammespartikularismus den besten Bundesgenossen, und der Bann wurde von unerhörter Wirkung. Auf einer Versammlung zu Tribur (1076) erklärten die Fürsten, Heinrich sei abgesetzt, wenn er sich nicht binnen Jahresfrist vom Bann gelöst habe. Als Aufenthalt wurde ihm Speyer zugewiesen. Der Papst

frohlockte. Den höchsten Triumph wollte er auskosten. Für das darauffolgende Jahr war ein Fürstentag nach Augsburg anberaumt worden, und hier gedachte Gregor persönlich zu erscheinen, um die Absetzung des Königs zu betreiben.

Heinrich mußte handeln, und er tat das Klügste, was er in seiner Lage tun konnte. Unerkannt verließ er mit seiner Familie Speyer und zog im selbigen Winter über die Alpen nach Italien. Höchste Eile war geboten. Gregor durfte unter keinen Umständen nach Deutschland kommen, sonst war alles verloren. Noch auf italischem Boden mußte von ihm die Lossprechung vom Bann ertrotzt werden. — Schon war der Papst auf dem Wege nach Deutschland. Da ereilte ihn bei Mantua die Kunde von dem Nahen des Königs. Eilends machte er kehrt und floh, da er fürchtete, Heinrich käme mit Heeresmacht, in die Felsenburg Kanossa, wo ihm seine mächtige Freundin Mathilde von Tuskien (Toskana) Schutz gewährte. Die Langobarden hatten inzwischen mit Freuden den König begrüßt und hätten ihm in seinem Kampfe gern mit dem Schwert beigestanden. Aber was Heinrich einst versäumt hatte, als er seine Autorität nur durch einen Boten vertreten ließ, das konnte jetzt nur auf andere Weise wieder wettgemacht werden. Als Gebannter hätte er sich bei seinem Volke ins Unrecht gesetzt, wenn er seine Sache mit Waffengewalt vertreten hätte. Er mußte jetzt den bitteren Gang nach Kanossa gehen, der ihn persönlich demütigte, aber den politischen Sieg brachte[35]. Gregor war durch Heinrichs überraschendes und entschlossenes Handeln auf jeden Fall in die Enge getrieben worden. Blieb er unerbittlich, verscherzte er sich alle Sympathien; denn die Kirche muß immer dem „reuigen Sünder" vergeben. Löste er aber den König vom Bann, bedeutete dies für ihn Verzicht auf die Erreichung aller schon so nahen Ziele. So blieb Gregor nur noch die schwache Hoffnung, der stolze Heinrich würde, wenn er ihm den Einlaß in die Burg verwehrte, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Die Hoffnung erfüllte sich nicht. Heinrich blieb hartnäckig und verweilte drei Tage am Fuße der Burg, um sein Ziel zu erreichen[36]. Gregors Spiel wurde immer aussichtsloser. Unterstützt durch die Vorstellungen seiner Gastgeberin Mathilde und des anwesenden Abtes von Cluny, sah er schließlich

ein, daß er Heinrich wieder in die Kirche aufnehmen müsse. So geschah es. Heinrich kehrte nach Deutschland zurück. Der „Gang nach Kanossa" hatte ihm wieder seine Bewegungsfreiheit zurückgegeben und vor allem Zeit gewinnen lassen, während der er seine Stellung in Deutschland festigen konnte. Darum bedeutet „Kanossa" unzweifelhaft einen politischen Sieg des Kaisertums über das Papsttum.

Nur einmal hat in der deutschen Geschichte der römische Kirchenbann solche Folgen gezeitigt. Als Gregor auf der Fastensynode des Jahres 1080 zum zweitenmal zu seinem „Zaubermittel" griff, blieb die erwartete Wirkung aus. Heinrich zog dieses Mal mit Heeresmacht nach Rom, und Gregor wurde in der Engelsburg belagert (1083). Selbst in dieser Lage blieb der Papst unerschütterlich und forderte die Unterwerfung Heinrichs. Natürlich ließ dieser ihn absetzen, und Gregor beschloß seine Tage in der Verbannung. Er starb im Jahre 1085 in Salerno. Sein Nachfolger Klemens III. krönte Heinrich zum Kaiser (1084).

Auch in der Folgezeit war Heinrich IV. viel von Mißgeschick verfolgt. Doch seine gerade im Unglück stets bewiesene aufrechte Haltung wird immer unsere stärkste Anteilnahme finden. Er war ein echter germanischer Heerkönig[37].

Die Kirche aber verfolgte den deutschen Kaiser mit ihrem Haß noch über das Grab hinaus. Als Heinrich in Lüttich im Jahre 1106 sein kämpferisches Leben geendet hatte, ließ der päpstliche Legat die Leiche ausgraben und an ungeweihter Stätte aufbahren (denn Heinrich war ja noch immer im Kirchenbann). Erst im Jahre 1111 konnte er dann im Dom seiner Väter zu Speyer die würdige letzte Ruhestätte finden.

Gregors Werk indes, das lehrt die Geschichte, überdauerte seinen Schöpfer. Gregor VII. gehört zu jenen Päpsten, die auf die Gestaltung der Kirche den größten Einfluß ausgeübt haben[38]. Seine Nachfolger brauchten nur zu vollenden, was er begonnen hatte. Darum ist auch der Machtkampf zwischen Kaisertum und Papsttum mit dem Tode der beiden Gegner von Kanossa keineswegs beendet. Er dauert fort, bis mit dem Ende der Hohenstaufen auch das Ende des universalen deutschen Kaisertums gekommen war. Und dieser Kampf mußte zu unserem Verhängnis

fortdauern, denn er war ja nicht eine Auseinandersetzung zwischen römischem Universalismus und deutschem Nationalismus, sondern ein Streit innerhalb derselben universalistischen Sphäre. Es ging um den „Kompetenzstreit“ (Chamberlain), wer in diesem „römischen Reich“ Herr sein sollte, der Kaiser oder der Papst — und in diesem Kampf stand, wie Alfred Rosenberg sagt, das Kaisertum auf der weltanschaulichen Ebene des Gegners.

„Ein Kaiser, der nicht ein Angehöriger der römischen Kirche, der nicht ein Haupt und Hort des Universalismus der Religion gewesen wäre, wäre kein Kaiser gewesen. Ein Streit zwischen Kaiser und Papst ist also immer ein Streit innerhalb der Kirche. Der eine will dem Regnum (= Königsherrschaft), der andere dem Sacerdotium (= Priesterherrschaft) mehr Einfluß eingeräumt wissen; doch bleibt der Traum des Universalismus ihnen beiden gemeinsam, ebenso die Treue gegen jene kaiserlich-römische Kirche, welche berufen sein sollte, den allverbindenden Seelenkitt des Weltreiches abzugeben[39].“

Unter Heinrich V. (1106—1125) wurde dieser Machtkampf um die Investitur durch einen Vergleich (wenigstens einstweilen) beendet. Wohl war auch Heinrich V. entschlossen, die Rechte des Kaisertums zu wahren — er hatte in Italien um die Investitur gekämpft, den Papst gefangen genommen und dafür die Bannung erfahren — aber beide Parteien waren des Streitens müde geworden und verständigten sich schließlich im Wormser Konkordat (1122) über die Einsetzung der Bischöfe. Die Wahl des Bischofs sollte künftig das Domkapitel vornehmen im Beisein des Kaisers (oder seines Vertreters), der dann die Erwählten belehnt durch Überreichung der kaiserlichen Symbole (Zepter und Schwert). Zuletzt sollte der Papst (oder sein Vertreter) den Erwählten in das geistliche Amt einführen durch Verleihung der kirchlichen Symbole Ring und Stab. Aber diese Einigung war mehr eine äußerliche; die Machtfrage blieb offen. Noch immer hatte ein starkes Kaisertum die Auswahl der Persönlichkeiten für die hohen Kirchenämter in der Hand. Aber — und das darf nicht übersehen werden — die Kirche war aus ihrer untergeordneten Stellung nunmehr zur Gleichberechtigung emporgerückt.

Lothar von Supplinburg (1125—1137) schwächte weiterhin das kaiserliche Ansehen. Er ließ sich ausdrücklich vom Papst seine Wahl zum deutschen König bestätigen, denn er wollte „Frieden“ mit der Kirche. Es war nicht, als ob es ihm an Mut gefehlt hätte; Lothar war ein tapferer Soldat. Aber dieser ehrliche „Haudegen“ war dem ränkevollen Spiel der romkirchlichen Diplomatie nicht gewachsen. So hat er ohne Bedenken die Güter der Mathilde von Tuskien, die diese einst der Kirche vermacht hatte, vom Papst zu Lehen genommen. Der Kaiser war damit zum Lehensmann des Papstes (homo papae) geworden. Welch ein Triumph der Kirche! Als dann Lothars Kaiserkrönung zum erstenmal in der Geschichte nicht in der Peterskirche, sondern in der (päpstlichen) Laterankirche vollzogen worden war, sprach der Papst ganz offen von einer „Verleihung“ der Kaiserkrone, um damit die Abhängigkeit des Kaisertums vom römischen Papst zu bekunden. Die Kirche hat es auch nicht versäumt, den denkwürdigen Augenblick, da Lothar zum Lehensmann des Papstes wurde, im Bild festhalten zu lassen, um mit diesem Schaustück den Audienzsaal des Lateranpalastes zu „zieren[40]“. So sah der Friede mit der Kirche aus, der noch dazu von kurzer Dauer war. Denn mit dem Herrschergeschlecht der Hohenstaufen kommt erneut die Zeit endloser Kämpfe zwischen den beiden Gewalten des Abendlandes. Wieder einmal, wie zu Kaiser Heinrichs IV. Tagen wird die Welt in Atem gehalten durch den erbitterten Machtkampf zwischen Kaiser und Papst: Friedrich Rotbart ringt mit Papst Alexander.

Friedrich Rotbart (1152—1190) ist eine der hervorragendsten Gestalten der Kaisergeschichte. Er galt seiner Zeit als das Idealbild des Ritters, der die Tugenden der Tapferkeit, Gerechtigkeit und Mäßigung in schönster Weise verkörperte. War er auch von Anfang an bemüht, mit der Kirche in gutem Einvernehmen zu leben, mußte er doch danach trachten, das seit dem Wormser Konkordat gesunkene Ansehen des Kaisertums wieder zu heben und die üblen Folgen des Investiturstreites zu beseitigen. So wurde die Besetzung der Bischofsstühle wieder allein vom kaiserlichen Willen abhängig, und wie in ottonischen Zeiten scharten sich die besten Männer in Treue um den Kaiser. Der

bekannteste unter diesen feingebildeten und ebenso tapferen wie weltfreudigen Männern war der Kölner Erzbischof und Kanzler des Reiches **Reinald von Dassel**.

Der Papst (der Engländer Hadrian IV.) sah mit Besorgnis, daß eine neue Zeit gekommen war und hielt es für besser, etwa vom Reiche drohenden Gefahren durch ein Bündnis mit dem Normannenstaat Sizilien zu begegnen. Dadurch wurde aber gerade das Mißtrauen des Kaisers erweckt, der in diesem Bündnis einen feindseligen Akt sehen mußte. Auf dem **Reichstag zu Besançon** (1157) kam es zum ersten Zusammenstoß. Als dort der päpstliche Kanzler **Roland** (der nachmalige Papst Alexander III.) erschien und ein Schreiben Hadrians vorbrachte, in welchem die Kaiserkrone zweideutig als „beneficium" (Wohltat oder Lehen?) bezeichnet war, sah Friedrich darin sehr **eindeutig** eine päpstliche Anmaßung, und die gesamten weltlichen und geistlichen Fürsten hielten zu ihm. In die Enge getrieben, rief Roland zuletzt den Versammelten die verächtlichen Worte zu: „Von wem hat denn der Kaiser sein Kaisertum, wenn nicht vom Papst?" Da wallte die Empörung auf, und ohne das Dazwischentreten des Kaisers (Otto von Wittelsbach hatte bereits vom Leder gezogen) wären Roland und sein Begleiter nicht mehr lebend aus dem Saal gekommen[41]. Ein geharnischtes kaiserliches Schreiben ging nach Rom:

> „Das ertragen, das leiden wir nicht; eher legen wir die Krone des Reiches nieder, als daß wir sie zugleich mit unserer Person so in den Staub ziehen lassen. Was gemalt ist (= das Bild von Kaiser Lothar als Lehensmann der Kirche), möge ausgelöscht, was geschrieben getilgt werden, auf daß nicht zwischen Königtum und Priestertum ewige Denkmale der Feindschaft bestehen bleiben[42]."

Damit waren die Fronten geschieden. Friedrichs große Erfolge in Oberitalien (Unterwerfung Mailands) verfolgte der Papst mit wachsender Sorge. Im Banne der mittelalterlichen universalen Reichsidee hielt Friedrich die Beherrschung Italiens für unerläßlich und streckte alsbald seine Hand nach der Stadt Rom aus. „Da ich durch göttliche Anordnung römischer Kaiser heiße und bin, so würde ich nur den Schein der Herrschaft heucheln und einen leeren Namen ohne Inhalt führen, wenn die Hoheit über

die Stadt Rom unserer Hand entwunden würde[43]." Damit wäre der Papst allerdings in die Stellung eines abhängigen Reichsbischofs herabgesunken. Ein für die ewig nach politischer Macht strebende Romkirche unerträglicher Gedanke. Schon dachte man deshalb an die Bannung des Kaisers, da starb Hadrian. Jetzt bildeten sich zwei Parteien, deren eine den Kanzler Roland (Alexander III.), deren andere einen Verwandten der Staufer, Oktavian (Viktor IV.) zum Papst wählte. Wie sollte sich Friedrich zu dieser Kirchenspaltung stellen? Eine Begünstigung Alexanders hätte Frieden mit der Kirche, aber auch Verzicht auf die italischen Pläne bedeutet, ein Eintreten für Viktor (der übrigens nur von einer Minderheit getragen war) indes stellte den Kaiser vor langwierige Kämpfe mit dem entschlossenen Alexander. Siebzehn volle Jahre währte die Kirchenspaltung (1159—1177), und diese Zeit ist ausgefüllt mit ebenso harten Kämpfen wie bitteren Enttäuschungen für Friedrich. Wieviel Kraft des deutschen Volkes ging in diesen Unternehmungen verloren, die der Befestigung einer kaiserlichen Autorität in Italien dienten, die doch auf die Dauer nicht gehalten werden konnte. Der Papst hatte zudem einen mächtigen Rückhalt in ganz Europa. Und doch, war er Papst, wenn ihm der deutsche Kaiser die Anerkennung versagte? Es fehlte ihm und seiner Kirche die letzte Weihe, die allein der Kaiser geben konnte. Darum hat er lieber 17 Jahre des Kampfes und zeitweiliger Verbannung auf sich genommen, um sich die Anerkennung dessen zu erzwingen, der zwar ein von ihm Gebannter, aber dennoch der Kaiser war, der allein dem Papsttum den wahren Rückhalt geben konnte.

Friedrichs Lage war in diesem Ringen oft verzweifelt. Im Jahre 1164 starb Papst Viktor. Ein neuer Gegenpapst mußte aufgestellt werden, wodurch die Sache des Kaisers nicht günstiger wurde. Von den unglücklichen Italienzügen sei nur jener des Jahres 1166 genannt, der den Kaiser siegreich nach Rom führte. Schon schien der Sieg des Kaisers gewiß und das Ende der Kirchenspaltung nahe, da gelang es Alexander, in letzter Stunde zu entfliehen. Wieder war die Entscheidung auf ungewisse Zeit hinausgeschoben. Da brach zu allem Unglück im Heerlager Friedrichs in der Augusthitze eine Seuche aus, die sich mit unglaublicher

Schnelligkeit verbreitete und den größten Teil der Kämpfer hinwegraffte. Auch Reinald von Dassel, die „tatenfrohe, gegen alle Hindernisse anstürmende blonde Kraftnatur" (Hampe), war unter den Opfern. Es war ein vernichtender Schlag für die kaiserliche Politik. Dazu kam, daß man im Volke in diesem Unglück ein Gottesurteil sah — eine Stimmung, die der päpstlichen Partei sehr wohl zustatten kam.

Erst nach Jahren konnte der Kaiser daran denken, seine Italienpläne wieder aufzunehmen. Im Jahre 1176 rüstete er zur Heerfahrt. Mit einem verhältnismäßig kleinen Heer zog er nach Süden, denn der mächtige Welfenherzog Heinrich der Löwe war nicht an dem Unternehmen beteiligt. Die Chronisten melden, der Kaiser habe in einer Zusammenkunft in Chiavenna seinen Vetter Heinrich den Löwen „demütiger als es seiner Würde geziemte" um Waffenhilfe gebeten, und dieser habe ihm die Gefolgschaft versagt. Ein Beweis für diese Zusammenkunft ist jedoch nicht vorhanden, am wenigsten für einen „Fußfall" des Kaisers vor dem Löwen[44]. Man betrachtet neuerdings diese Berichte (was schon Ranke und Giesebrecht vermuteten) als Legende. Auch ergibt die historische Forschung, daß der Sachsenherzog gar nicht zu einer Hilfeleistung ohne weiteres verpflichtet war. Die Tatsache aber, daß er die Gefolgschaft verweigerte, hat ohne Zweifel Friedrichs Niederlage gegen die Langobarden bei Legnano zur Folge gehabt, was wiederum den Zusammenbruch seiner antipäpstlichen Kirchenpolitik wie seiner Italienpolitik überhaupt nach sich zog.

Wir wissen heute, daß in den beiden gewaltigen Führergestalten unseres deutschen Mittelalters, Friedrich und Heinrich, die zwei Richtungen mittelalterlicher Politik sich offenbaren: in Friedrich der verderbliche Hang nach dem Süden, in Heinrich der gesunde Drang nach dem Osten. Es ging um die Entscheidung: Hie Universalreich — hie Stammesmacht. Während aber der universale Staatsgedanke stets zu einer Schwächung der Volkskraft führen und darum den Todeskeim in sich tragen mußte, konnte eine geeinte Stammesmacht, wie zu Heinrichs I. Zeiten, die Grundlage bilden für ein kommendes wahrhaftes Volksreich. Unsere Gegenwart wird deshalb zwar die (durch den Welfen mitverschuldete) Tragik des Zusammenbruchs der Italienpolitik

Friedrichs mitempfinden, aber Heinrich dem Löwen wird sie recht geben.

Damit hatte Papst Alexander nach 17jährigem Kampf seine Anerkennung ertrotzt. Kaiser Friedrich schloß im Jahre 1177 zu Venedig mit der Kirche Frieden.

„Eine ewig denkwürdige Szene, als der Kaiser auf der Galeere des Dogen in der Nähe des prunkvoll geschmückten Markusplatzes landete, als er zu dem vor den Portalen errichteten Thron des Papstes hinanstieg, niederkniete und dem lange befehdeten Gegner die Füße küßte, von Alexander aber mit dem Friedenskusse aufgehoben wurde. Diese Zeremonie brachte den prinzipiellen Sieg des Papsttums zum Ausdruck[45].“

So wurde Friedrich wieder (wie der Vertrag von Venedig besagt) der „gehorsame Sohn“ (devotus filius) der Kirche. Wohl blieb er seinem Volk nach wie vor der Held und Vater, aber seine Politik wurde fortan bestimmt durch die notwendig gewordenen Rücksichten auf die Kirche. Mit dieser Wendung im Politischen hängt auch der Sturz Heinrichs des Löwen zusammen. Jahrelang hatte er die antipäpstliche Politik des Kaisers mitgemacht; jetzt mußte er den „Forderungen der Kirche und Kirchenfürsten geopfert[46]“ werden.

Noch als Greis wagte sich Kaiser Rotbart in ein gewaltiges Unternehmen. Er zog in den Kreuzzug, auf dem er bekanntlich in den Fluten des Saleph den Tod fand. Neben der religiösen Überzeugung spielten bei den Kreuzzügen auch machtpolitische Erwägungen mit. In einem siegreichen Abschluß des Unternehmens hätte man eine Steigerung der kaiserlichen Macht erblickt.

Friedrich Rotbarts Sohn und Nachfolger, Heinrich VI. (1190—1197), steigerte den alten Traum von Weltreich und Kaiserherrlichkeit ins Unermeßliche. Von glühendem Ehrgeiz beseelt, war er rastlos und bisweilen rücksichtslos und ohne die weise Mäßigung seines Vaters. Ihn beherrschte nur der eine Gedanke, „das Reich noch größer und mächtiger als unter seinen Vorgängern zu gestalten“. Nicht umsonst hatte man ihn einst zu Augsburg mit der Erbin des sizilianischen Reiches, Konstanze, verlobt (1184). Dieses Erbe wollte er gewinnen; Sizilien mußte die Schlüsselstellung werden, von der aus das Reich, Italien, das

ganze Mittelmeer, ja vielleicht der ganze Orient beherrscht werden konnte. Allzuoft hatten die Päpste, wenn sie Gefahr witterten, ein Bündnis mit den Normannen auf Sizilien geschlossen und sich ihrer bedient als Gegengewicht gegen das Reich. Heinrich war entschlossen, diesen Zustand zu beenden. Wenn fortan der Kaiser Sizilien besaß, war das Papsttum in die Zange geraten und seine politische Machtstellung unwiederbringlich dahin. Deutlich erkannte das Papsttum diese Gefahr, und in unversöhnlichem Haß gegen Kaiser und Reich setzte es alle Hebel in Bewegung, um dem drohenden Schicksal zu entgehen.

Sizilien war in den Mittelpunkt des Weltgeschehens gerückt. Über ein halbes Jahrhundert wurden die deutschen Geschicke in diesem Land des Südens entschieden, das höchste Steigerung Hohenstaufenscher Macht bedeutete, aber auch ihr Verhängnis und Ende.

Schon hatte es den Anschein, als ob der jugendliche Kaiser sein phantastisches Ziel erreichen sollte — da starb er, 32 Jahre alt, mitten im Sieg, mitten in den Vorbereitungen für einen neuen Kreuzzug, der die Krönung kaiserlicher Machtpolitik hätte bringen sollen. Heinrich hinterließ ein unmündiges Kind. Führerlos war das Reich, und bald flammten Bürgerkrieg und Hader auf, denn „wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist"! Das wußte man im Volke seit Jahrhunderten. Die damalige Lage des Reiches erinnert sehr an die Zeit der Minderjährigkeit Heinrichs IV., wo auch das Reich zum Spielball aller feindlichen Zerstörungskräfte geworden war. Und wie damals gewann auch jetzt Rom die erwünschte Atempause und sammelte seine Kraft.

So wurde das Jahr 1198 zum Verhängnis für die deutsche Geschichte. Gerade in dem Augenblick, wo eine Zusammenfassung aller Kräfte notwendig gewesen wäre, brach der alte Haß zwischen Welfen und Hohenstaufen wieder aus. Die einen wählten Otto IV. von Braunschweig (den 3. Sohn Heinrichs des Löwen), die anderen Philipp von Schwaben zum König. Die deutsche Zwietracht hatte gesiegt. Roms Kardinäle aber wählten in demselben Jahre den jüngsten und begabtesten aus ihrer Mitte (Lothar von Segni) zum Papst: es war Innozenz III. (1198 bis 1216). Für ihn konnte es nur ein Ziel geben: das Papsttum aus

der Zwangslage, in die es durch Heinrich VI. gebracht worden war, zu befreien. An Geistes- und Willenskraft einem Gregor VII. vergleichbar, war Innozenz gelehrter, gewandter, umsichtiger und politischer noch als jener. Man rühmte seine juristischen Fähigkeiten und seine Rednergabe. Leidenschaftlich und ehrgeizig wollte er die Ideen Gregors VII. fortführen und sein Werk vollenden. Doch war für ihn das „Gottesreich" eine rein diesseitige Angelegenheit, und rein weltlich und politisch waren die Mittel, die er zu seiner Verwirklichung anwandte. Für ihn war der Papst allen Fürsten der Erde übergeordnet, und er wurde nicht müde, in immer neuen Vergleichen diesen seinen Anspruch darzutun. So schrieb er in einem Brief an Acerbus:

„Wie Gott, der Schöpfer des Weltalls, zwei große Lichter an das Firmament des Himmels gesetzt hat, ein größeres, das den Tag, und ein kleineres, das die Nacht regiere, so hat er an das Firmament der Kirche zwei große Würden gesetzt, eine höhere, die gleichsam die Tage, d. i. die Seelen, und eine geringere, die gleichsam die Nächte, d. i. die Körper regiere, nämlich die päpstliche Gewalt und die königliche Macht. Wie ferner der Mond sein Licht von der Sonne empfängt, der doch in der Tat kleiner als sie ist an Größe wie an Wert, an Stellung wie an Wirkung, so empfängt die königliche Macht von der päpstlichen Gewalt den Glanz ihrer Würde. Und je mehr sie ihren Blick auf diese (ihre Würde) richtet, desto weniger Licht schmückt sie, und je weiter sie davon absieht, desto mehr gewinnt sie an Glanz.

Jakobus, der Bruder des Herrn (= Leiter der Urgemeinde in Jerusalem, gest. 63), hat dem Petrus nicht nur die gesamte Kirche, sondern die ganze Welt zur Regierung übertragen[47]."

In Innozenz III. hat das Papstkaisertum (Papocäsarie) den stärksten Vertreter gefunden. Er forderte die Herrschaft über die gesamte Welt und hat auch tatsächlich in allen europäischen Fürstenhändeln den Schiedsrichter gespielt. Erfolg reihte er an Erfolg. Johann von England und die Könige von Ungarn und Portugal nahmen ihre Kronen von Innozenz zu Lehen. In den deutschen Thronstreit griff er ein und unterstützte (damit die Deutschen nicht zu früh zur Einigung kämen) die schwächere Partei des Welfen Otto. Der Schwabe Philipp verkörperte für den Papst die Hohenstaufensche Kaisertradition, der Welfe hingegen war zu jeglichem Nachgeben gegenüber Rom bereit. Er gab Italien preis, verzichtete weitgehend auf das Recht, die Bischöfe

einzusetzen und war wirklich nur mehr ein König von des Papstes Gnaden. Anders war die Haltung Philipps und seiner Anhänger. Mit Genugtuung hören wir, daß diese unter Führung der Bischöfe, die in unverbrüchlicher Treue zum Hohenstaufenhaus standen, im Jahre 1199 einen geharnischten Protest von Speyer an den Papst schickten, worin sie sich seine Einmischung in den deutschen Thronstreit verbaten, seine Ansprüche auf Italien ablehnten und mit einem Romzuge Philipps drohten. Dieser Speyrer Protest ist ein stolzes Denkmal in der Geschichte des Kampfes um deutsche Ehre und Freiheit. Es ist noch derselbe Geist, der einst auf dem Reichstag zu Besançon die Männer beseelt hatte, als es galt, der anmaßenden römischen Kurie die gehörige Abfuhr zu erteilen.

Philipp und seine Anhänger wurden vom Papst gebannt. Bald darauf fiel Philipp durch die Mörderhand Ottos von Wittelsbach (1208)[48], und der Papst war dadurch aller Sorge enthoben. Innozenz war nunmehr der unumschränkte Herrscher des Abendlandes. Das Papsttum stand auf dem Höhepunkt seiner Macht. In diese Zeit fällt die vierte Lateransynode (1215), jene eindrucksvolle Kundgebung der herrschenden Kirche. Auf ihr huldigten „71 Erzbischöfe, darunter die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem, 412 Bischöfe, 800 Äbte und Prälaten aus allen Ländern der Christenheit, nebst den Abgesandten fast aller christlichen Könige, Fürsten und freien Städte ihm als dem Stellvertreter Gottes, als dem sichtbaren Haupte der Kirche und obersten Herrn und Richter aller Fürsten und Völker[49]". Auf diesem Konzil wurde die Lehre von der Wandlung der beiden Gestalten, Brot und Wein (Transsubstantiation), als Dogma verkündet — ein Glaubenssatz, der seither zu den wichtigsten der katholischen Kirche gehört und den eigentlichen Inhalt der Messe bildet. Dort wurde ferner das Inquisitionsgericht als bleibende Einrichtung geschaffen und die Ohrenbeichte als Zwang (mindestens einmal im Jahr um die Osterzeit) eingeführt. Schon 1199 hatte der Papst in einem Schreiben an die Christen der Diözese Metz den Laien das Lesen in der Bibel verboten[50]. Mit gutem Bedacht! Witterte doch die Kirche die ständig drohende Gefahr, daß der Laie aus dem Bibelstudium sich

seinen Glauben frei und persönlich formen könnte, um sich alsdann der kirchlichen Zucht zu entziehen. Und nicht nur dies: wenn man dem Laien das Lesen in der Bibel überließ, hatte dann der Priester als Mittler, Interpret und Seelenführer überhaupt noch seine Daseinsberechtigung?

So hat Innozenz III. gerade die wichtigsten Steine eingefügt in den Bau des katholischen Systems. Der zauberstarke Priester war nunmehr zum unentbehrlichen Mittler zwischen Gott und den Menschen geworden, zwar „weniger als Gott“, aber doch „mehr als Mensch“, wie Innozenz von sich selbst sagte[51]. Sein Pontifikat bedeutet aber auch die restlose Verweltlichung und Politisierung der Kirche. Die politischen Händel, die Gier nach Macht und Geld haben seit jener Zeit für die Romkirche die Hauptrolle gespielt und im deutschen Volk mehr und mehr die Achtung vor dem „Stellvertreter Gottes“ zerstört. Hier lagen bereits die Ursachen für die spätere Reformation.

Vernehmen wir, was einer der Deutschesten aller Zeiten, Walther von der Vogelweide, über Innozenz III. sagt:

Der Opferstock (1213)[52].

Ahî wie kristenlîche nû der bâbest lachet,
swenne er sînen Walhen seit, ich hânz alsô gemachet'!
(daz er dâ seit, des solte er niemer hân gedâht)
„er giht, ich hân zwên Almân under eine krône brâht,
daz siz rîche sulen stoeren unde wasten.
ie dar under füllen wir die kasten:
ich hâns an mînen stoc gement, ir guot ist allez mîn:
ir tiuschez silber vert in mînen welschen schrîn.
ir pfaffen, ezzent hüenr und trinkent wîn,
unde lât die tiutschen ... vasten!“

(Ha! wie christlich jetzt der Papst lacht, wenn er seinen Welschen sagt: „So hab' ich's gemacht!“ Was er da sagt, das hätte er niemals auch nur denken sollen. Er spricht: „Ich habe zwei Deutsche unter eine Krone gebracht, damit sie das Reich verwirren und verwüsten. Unterdessen füllen wir immer die Kassen. Ich habe sie an meinen Opferstock getrieben, ihr Gut ist alles mein: ihr deutsches Silber strömt in meinen wälschen Schrein. Ihr Pfaffen, eßt Hühner und trinkt Wein und laßt die Deutschen fasten.“)

Wohl hatte der Tod Philipps von Schwaben den Papst von einem großen Druck befreit, doch sein Schützling Otto von Braunschweig, den er so ergeben glaubte, bereitete ihm die bittersten Enttäuschungen. Unter dem Druck der politischen Verhältnisse hatte einst Otto dem Papst mehr zugesichert, als er im Ernst zu halten gesonnen war. Allmählich fing er an, sich über mancherlei Zugeständnisse hinwegzusetzen, und kurz nach der Kaiserkrönung (1209) faßte er sogar den Plan, einen überraschenden Angriff auf Sizilien zu führen. Mit Entsetzen erkannte der Papst, wie der gefügige Welfe, den er für sein blindes Werkzeug gehalten hatte, plötzlich in die gefährliche Politik der Hohenstaufen einschlug. In dieser höchsten Gefahr schleuderte Innozenz den Bann gegen Otto und entschloß sich, diesen preiszugeben und (als kleineres Übel) den jugendlichen Hohenstaufen Friedrich zu unterstützen, Heinrichs VI. Sohn, der schon vor den deutschen Thronwirren zum König gewählt worden war. Wieder hatte der Papst, wie Walther von der Vogelweide klagte, „zwei Deutsche unter eine Krone gebracht". Friedrich schien einstweilen weniger gefährlich als der undankbare Welfe, den der Papst zuletzt auf der Lateransynode absetzen ließ. Zugleich wurde ein neuer Kreuzzug beschlossen, und Friedrich versprach bei seiner Krönung in Aachen dessen Durchführung. In den Vorbereitungen für diesen Kreuzzug starb Innozenz 1215, und damit beginnt die Epoche

Friedrichs II. (1215—1250).

Gleich Heinrich IV. und Friedrich Rotbart hatte Friedrich II. unablässige Kämpfe mit dem Papsttum. Es ist das dritte große und dramatische Ringen zwischen diesen beiden Mächten des christlichen Mittelalters. — In seinem Verhältnis zur Kirche war Friedrich II. bemüht, durch vornehmes Entgegenkommen ihr gegenüber den Frieden zu wahren. Aber der Papst sah nach wie vor in den Hohenstaufen eine heimliche Gefahr für seine politische Selbständigkeit. Es bedurfte nur eines Anlasses, um die alten Feindseligkeiten wieder aufleben zu lassen. Friedrich hatte einst in jugendlicher Begeisterung und vielleicht übereilt einen Kreuzzug gelobt, doch Jahr für Jahr schob er die Durchführung hinaus,

4*

da ihn vordringlichere politische Aufgaben von der Einlösung seines Versprechens abhielten. Papst Honorius III. drängte wiederholt auf die Beschleunigung der Vorbereitungen und legte schließlich den Hohenstaufen im Vertrag von San Germano (1225) fest. Friedrich mußte sich verpflichten, bis zum August des Jahres 1227 die Kreuzfahrerflotte auszusenden, andernfalls sei er dem Bann verfallen. Kurz darauf starb Honorius, und G r e g o r IX. (1227—1241), ein Verwandter Innozenz' III., wurde sein Nachfolger. Inzwischen war auch der angesetzte Termin für die Kreuzfahrt herangekommen, und die Flotte war in Brindisi zum Auslaufen bereit. Da brach in der Augusthitze eine Seuche aus, selbst der König wurde davon befallen, und das Unternehmen mußte verschoben werden. Gregor war dieser Anlaß ganz willkommen, und er antwortete mit dem Bann. Er erklärte, alles sei nur Vorwand und Heuchelei. Er wollte den Kampf mit dem König und führte ihn mit allen — und den weltlichsten Mitteln, ging es doch darum, den Zusammenbruch der Hohenstaufenmacht in Sizilien zu erreichen, um das Papsttum für alle Zeiten aus der politischen Umklammerung zu retten.

Doch Friedrich tat etwas Unerwartetes. Er bewies der Welt, daß es ihm um die Einlösung seines Wortes zu tun war und setzte im folgenden Jahre mit einer Flotte nach Palästina über. Die Wirkung war unerhört. Ein Gebannter, ein aus der Kirche Ausgestoßener unternahm einen Kreuzzug! Das war ein Hohn auf die christlichen Anschauungen jener Zeit, zugleich aber ein Zeichen für die souveräne Haltung des deutschen Königs, der der wütenden Kurie zum Trotz sein Unternehmen begann und auch glücklich beendete. Neu war auch die Methode, die ihn zum Erfolg geführt hatte. Durch f r i e d l i c h e V e r e i n b a r u n g mit dem Sultan hatte er Jerusalem und einen Küstenstreifen erhalten und dazu einen zehnjährigen Waffenstillstand mit den Mohammedanern geschlossen .Trotz dieses Sieges (den man in Rom freilich nicht zugeben wollte) blieb Friedrich versöhnlich und dem hartnäckigen Papst gegenüber entgegenkommend. So erreichte er im Vertrag von Ceprano (1230) die Zurücknahme des Bannes und die A n e r k e n n u n g d e r E r g e b n i s s e d e s K r e u z z u g e s. Der Vernichtungsfeldzug des Papsttums gegen den König war ge-

scheitert. Dennoch brachte der Friede von Ceprano keine Entscheidung, er schob sie nur auf unbestimmte Zeit hinaus.

Mit der zunehmenden Machtstellung des Königs stieg auch die Eifersucht des Papstes, und der Kampf wurde zu einem Ringen auf Leben und Tod. Friedrich hatte Sizilien zum Angelpunkt seiner Macht ausgebaut und dann von hier aus langsam die Widerstände in Italien und im Reich beseitigt. Was er in Sizilien geschaffen hat, ragt weit über seine Zeit hinaus. Er hat dort das Vorbild eines modernen absolutistischen Beamtenstaates geschaffen. Er hat in Neapel die erste Staatsuniversität in ganz Europa gegründet. Seine besondere Begabung lag auf dem Gebiete der Organisation. Friedrich ist außerdem bekannt als Dichter und begeisterter Förderer der Kunst. Nicht zuletzt ist er uns überliefert — und auch darin scheint er seiner Zeit vorausgeeilt zu sein — als feiner Spötter und Skeptiker, der den Dogmenglauben überwunden hatte. Seine Erziehung und sein häufiger Umgang mit andersgläubigen Orientalen auf Sizilien mag zu seiner freien Auffassung von Religion und Dogma beigetragen haben. In seinem Staat wurde daher das „Gottesurteil" als unwahrhaftig abgeschafft und Zweikampf und Folter eng begrenzt. Kein Wunder, wenn ihn seine Gegner als Ketzer verschrien. Und der Gegner hatte er viele. Es ist dies nämlich die Zeit des Entstehens und gewaltigen Anwachsens der Bettelorden, der Franziskaner und der fanatischen und starrsinnigen Dominikaner. Letzteren war die Aufgabe zugefallen, mit der Waffe der Inquisition alle Ketzerei, d. h. alle germanische Gewissens- und Geistesfreiheit, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Diese Bettelmönche wurden die gewaltigste Agitationsarmee der römischen Kurie, zumal es ihnen gelang, durch volkstümliche Predigt und einfachen Lebenswandel die Massen für sich einzunehmen, um sie zu gegebener Zeit gegen den Kaiser aufzuputschen. Im Jahre 1233 wurde den Dominikanern von Gregor IX. die Durchführung der Inquisition übertragen, in der sie sich bereits glänzend betätigt hatten. Ein Jahr später stiftete der Papst besondere Inquisitionstribunale. Der Volkswitz nannte die Dominikaner nur „domini canes", die Spürhunde des Herrn, und bald führten sie einen Hund mit einer

Fackel im Wappen, womit sie sagen wollten, daß sie sorgsame Austräger der Wahrheit seien.

Auch Deutschland blieb nicht frei von ihrem Ungeist. Ein berüchtigter Vertreter dieses Fanatismus (wenn auch selbst Weltpriester) ist der Ketzermeister Konrad von Marburg (bekannt als Peiniger der heiligen Elisabeth von Thüringen). Ihm verdankt Deutschland die erste blutige Ketzerverfolgung. Konrads Wirken löste bald offenen Protest aus, und er wurde zuletzt von seinen Gegnern auf offener Straße ermordet (1233). König Heinrich VII., Friedrichs Sohn und Regent in Deutschland, untersagte auf dem Frankfurter Hoftage 1234 alle Kreuzpredigten gegen angebliche Ketzer. Doch die tapferen Stedinger Bauern wurden noch in jenem Jahre die Opfer dieser blutrünstigen und wahnsinnigen Hetze gegen germanische Seelenfreiheit.

Als in den folgenden Jahren Friedrich auf dem besten Wege war, auch den letzten Widerstand in Italien, den ihm die lombardischen Städte entgegensetzten, zu brechen, war für das Papsttum die Zeit friedlichen Verhandelns vorbei. Der Kampf gegen den Kaiser wurde politisch und vielfach rein persönlich. Zahlreich sind die Beschwerden, die gegen ihn von päpstlicher Seite vorgebracht wurden, und zuletzt schleuderte Gregor den Bann (zum zweitenmal) und eröffnete damit den Kampf (1239). Mit größter Erbitterung wurde auf beiden Seiten gerungen, doch die gehässigeren Anschuldigungen sind auf der päpstlichen Seite zu finden. Gregor erhob gegen den Kaiser die Anklage des Mordes und den Vorwurf der Ketzerei:

„Dieser König der Pestilenz hat die entsetzliche Rede getan, daß die Welt von drei Betrügern berückt worden sei: Jesus, Moses und Mohamed; wer glaube, daß Gott, der Schöpfer aller Dinge, von einer Jungfrau habe geboren werden können, sei verrückt, und endlich, der Mensch dürfe nichts glauben, als was er durch zwingende Schlüsse natürlicher Vernunft erweisen könne[53]."

Dazu hetzten die Bettelorden mit allen erdenklichen Mitteln gegen den Kaiser und suchten ihn dem abergläubischen Volk als „Dämonisches Wesen, als Bestie der Apokalypse und als leibhaftigen Antichrist" darzustellen. Der Papst erreichte jedoch mit all seinen Gehässigkeiten — die überdies gar nicht den wahren

Grund der Feindseligkeiten offenbarten — nichts. Friedrich bezeichnete Gregor als unwürdigen Vertreter auf dem apostolischen Stuhl und zog zuletzt, als der Papst ihn auf einer Synode seines Amtes entsetzen wollte, gegen Rom. Da erlag Gregor dem Fieber in der belagerten Stadt und entging so dem Schicksal, in die Gefangenschaft des Kaisers zu geraten (1241)[54].

Nachdem der päpstliche Thron eineinhalb Jahre verwaist gewesen war, folgte Innozenz IV. (1243—1254), ein neuer erbitterter Gegner des Kaisers. Er war ein Genuese, listig und verschlagen und keineswegs Friedrichs Freund, wie dieser erst geglaubt hatte. Schon der Name Innozenz, den sich der neue Papst gewählt hatte, ließ nichts Gutes für den Kaiser erwarten. In einem Kommentar zu den Büchern der Dekretalien begründete Innozenz IV. theoretisch seinen Herrschaftsanspruch. Demzufolge war der Kaiser nur ein Beamter des Papstes, und bei Erledigung des Thrones durfte nur der Papst die Reichsrechte ausüben. Mit größter Skrupellosigkeit wurde jetzt in Rom die Vernichtung des gesamten staufischen Hauses betrieben. Politisch, militärisch und finanziell führte der Papst seinen Kampf. Er klagte den Kaiser des Eidbruchs an und entzog sich ihm zuletzt durch listige Flucht. „Unsere Seele ist entronnen, wie ein Vogel dem Strick des Voglers; der Strick ist zerrissen und wir sind los", so jubelte er mit dem Psalmisten, als er Genua betrat. Aber bald verließ er seine Vaterstadt wieder und zog nach Lyon, wo er sich noch sicherer wähnte. Dorthin berief er ein allgemeines Konzil (1245). Dem Zugriff des Kaisers entzogen, ließ er hier dessen Absetzung verkünden. Dadurch wurde nicht nur Italien, sondern ganz Deutschland in die Wirren hineingezogen. Auf des Papstes Betreiben wurde dann der romhörige Landgraf Heinrich Raspe zum deutschen König ausgerufen (1246). Das Volk nannte ihn nur den „Pfaffenkönig".

Friedrich kämpfte unentwegt weiter. Mehrmals trachtete man ihm nach dem Leben. Einmal lobte der Papst ganz offen die Attentäter, und es stellte sich heraus, daß deren Auftraggeber unter den Kardinälen zu suchen waren. So vergingen die letzten Regierungsjahre des Kaisers. Er blieb unnachgiebig, bis ihn im

Alter von 56 Jahren eine tückische Krankheit hinwegraffte — mitten im Kampfe, aber unbesiegt[55].

Mit dem Tode Friedrichs II. war das Schicksal des Stauferhauses besiegelt. Rücksichtslos verfolgte die römische Kirche ihr Ziel und erreichte es. Konrad IV. (1250—1254) verfiel dem Bann. Innozenz' Nachfolger Clemens IV. vollendete das elende Werk. Mit Hilfe Frankreichs — und es blieb nicht das einzige Mal, daß sich der Papst mit den Franzosen gegen die Deutschen verbündete — wurde die Herrschaft der Staufer in Sizilien vernichtet. Der Papst hatte Karl von Anjou, den Bruder des französischen Königs, herbeigerufen und ihn mit Sizilien belehnt. Karl von Anjou nahm sofort den Kampf gegen die Staufer auf und besiegte in der Schlacht bei Tagliacozzo (1268) den letzten Hohenstaufen Konradin, als dieser nach Konrads IV. Tode nach Italien gezogen war, um einen aussichtslosen Kampf um sein sizilisches Erbe zu wagen. Das glanzvolle Zeitalter der Hohenstaufen ging zu Ende, und der letzte Akt des Dramas erfüllte sich auf dem Blutgerüst zu Neapel, wo Konradins Haupt dem Henker verfiel. Ermordet auf Frankreichs Befehl.

Das Ziel, das die Romkirche mit allen Mitteln menschlicher Niedertracht verfolgt hatte, war erreicht: das Hohenstaufengeschlecht vernichtet, Reichsmacht und Kaiserherrlichkeit versunken. Und Rom frohlockte über das „Ende der Germanenzeit".

Noch einmal erhob sich die Kirche zu stolzer Höhe und fand in Bonifaz VIII. (1294—1303) den letzten großen Verkünder der Gottesstaatsidee. Bonifaz sah nur allzu klar den Zwiespalt des Mittelalters, der in der Auffassung von der Zweiteilung der Gewalten, der kaiserlichen und der priesterlichen (duplex potestas) begründet lag und jenen endlosen Streit zwischen den beiden Häuptern des christlichen Abendlandes heraufbeschworen hatte. Und er war entschlossen, diesen Zwiespalt zugunsten der Weltkirche zu beseitigen. Es durfte fortan nur eine Gewalt geben, die priesterliche. Die andere war da, dieser zu dienen. In der berühmten Bulle „Unam sanctam" (1302) verkündete Bonifaz dieses Papstkaisertum in unmißverständlicher Weise:

„Die eine, katholische, heilige, apostolische Kirche hat nur ein Haupt, nicht zwei Köpfe gleich einem Monstrum. Dieses eine Haupt ist Christus und Christi Stellvertreter, Petrus und Petri Nachfolger. Es gibt zwei Schwerter, das geistliche und das weltliche. Aber beide Schwerter sind in der Gewalt der Kirche, das geistliche und das weltliche, dieses muß für die Kirche, jenes von der Kirche gehandhabt werden. Das geistliche Schwert gehört der Priesterschaft, das weltliche ist von den Königen und Kriegern zu führen, aber nur wenn und solange der Papst es will. Ein Schwert muß dem anderen untergeordnet sein; die weltliche Macht muß sich der geistlichen fügen. ... Die geistliche Macht hat die weltliche einzusetzen und ist Richterin über sie, wenn sie nicht gut ist[56]."

Noch deutlicher war der Schlußsatz der Bulle, welcher also lautete: „Darnach erklären, behaupten, bestimmen und verkünden Wir, daß es jeder menschlichen Kreatur unbedingt zum Heile notwendig ist, dem römischen Papst unterworfen zu sein[57]." Weiter kann kein Universalismus gespannt werden. In klassischer Formulierung erklärte denn auch Bonifaz von sich: „Ego sum Caesar, ego sum Imperator." Wie einst der römische Cäsar als Inhaber der höchsten militärischen und politischen Gewalt (imperator und dictator) zugleich Oberpriester (pontifex maximus) war, beanspruchte jetzt der römische Papst für sich umgekehrt die Summe aller weltlichen Macht, wie sie in den Begriffen Cäsar und Imperator für alle Zeiten beschlossen liegt.

Aber auch die Epoche des Papstkaisertums ging zur Neige. Bonifaz VIII. bedeutet Höhepunkt und Wende zugleich. Hatte sich einst die Kirche im Kampf gegen die Hohenstaufen auf die Hilfe Frankreichs gestützt, sollte ihr gerade dieses Frankreich bald „zum Rohrstab werden, der ihr als Stütze selbst die Hand durchbohren" würde. Es begann die Zeit, wo die Völker zum Nationalbewußtsein erwachten.

Der »germanische Protest«

Staat und Kirche in der Neuzeit. Bis 1800

Mit dem 13. Jahrhundert begann für die europäische Geschichte ein neuer Abschnitt. Gegen die mittelalterliche Idee vom Gottesstaat, nach der die gesamte Menschheit unter einheitliche Führung gestellt und nach einheitlichem System erzogen werden sollte — die Kirche besaß bekanntlich das Unterrichtsmonopol —, trat jetzt das erwachende Nationalbewußtsein der Völker auf — und dieses erwies sich als stärker. Mit dem Erkennen ihrer Eigenart wuchs bei den Völkern die Ablehnung jener universalen Kirche, die ihrer Natur nach jedem Nationalismus feindselig gegenüberstehen mußte.

Eine der bedeutendsten Wandlungen im Geistesleben des 13. Jahrhunderts ist der Sieg der Volkssprachen über die tote lateinische Universalsprache der Kirche. Die großen Völker Europas erhielten damals den Grundstock ihrer Nationalliteratur. In Frankreich sang ein Chrétien von Troyes von der sagenumwobenen Frühzeit seines Volkes, Italien erlebte in Dante den unvergleichlichen Gestalter seiner Volkssprache, und in Deutschland blühte der Minnesang, gepflegt von genialen Meistern der Sprache. Neben Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg war es Walther von der Vogelweide, der wie keiner deutschbewußt dachte und schrieb[1].

Weit gefährlicher für die Kirche war die „Ketzerei", die von nun an immer bedrohlicher ihr Haupt zu erheben begann. Mit Arnold von Brescia, der 1194 als Ketzer verbrannt wurde, nahm jener Geist des Protestes gegen die Weltkirche und ihr seelenknechtendes Dogma seinen Anfang, der dann in immer neuen Bewegungen aufflammte von den Waldensern und Wicliff zu Hus und Savonarola, bis er zuletzt in Luthers „germanischem Charakterprotest" (Rosenberg) die Krönung erfuhr.

Das erstarkende Nationalgefühl der Völker wurde zum Todfeind der Weltkirche. Überall stieß die römisch-katholische Staatsidee in der Folgezeit auf Ablehnung. Wohl

blieb der Papst Autorität in kirchlichen Fragen, aber seine Ansprüche auf weltliche Herrschaft wurden allgemein eindeutig zurückgewiesen. Eduard III. von England (1327—1377) verweigerte dem Papst den Lehenstribut. In einer Ständeversammlung des Jahres 1459 erklärten die Polen: „Der König von Polen ist niemand untertan, und nur Gott steht über ihm.“ Und die Königin Isabella von Spanien verbot dem Papst Sixtus IV. (um 1480) jegliche Einmischung in spanisch-kirchliche Dinge. Am rücksichtslosesten aber verfuhr man in Frankreich mit dem Papsttum:

Bonifaz VIII., der den Gottesstaat bis zur letzten Konsequenz durchgedacht und durchgeführt glaubte und dessen Herrschaftsidee man eigentlich mit dem Wort umschreiben könnte: „Die Kirche und der Staat bin ich,“ mußte selbst noch den Zusammenbruch seiner Macht und seines Ansehens erleben, als er sich mit dem französischen Königtum in eine Auseinandersetzung einließ, die er selbst heraufbeschworen hatte. — König Philipp IV., der Schöne (1285—1314), hatte, um das nötige Geld für seinen Krieg gegen England aufzubringen, auch Kirchengut besteuert. Bonifaz VIII. trat ihm daraufhin mit der Bulle „Clericis laicos“ entgegen. Die Bulle, welche alle Sammlungen bei kirchlichen Institutionen oder deren Besteuerung durch den Staat von der Genehmigung des Papstes abhängig machen wollte, hat folgenden Wortlaut (und einen bezeichnenden Anfang!):

„Daß den Geistlichen die Weltlichen feindlich gesinnt sind, ist von alters her bekannt. Auch die Erfahrungen der Gegenwart beweisen es. Denn ohne zu bedenken, wie sehr ihnen jede Gewalt über die Geistlichen untersagt ist, legen sie den Ordens- und Weltgeistlichen schwere Lasten auf, besteuern sie und suchen sie in ihre Botmäßigkeit zu bringen. Gewillt, dem entgegenzutreten, setzen wir mit dem Rat unsrer Brüder kraft apostolischer Vollmacht fest, daß alle Ordens- und Weltgeistlichen, welche ohne Genehmigung des hl. Stuhles Sammlungen oder Steuern oder Zehnten an Laien gezahlt oder zu zahlen versprochen haben, desgleichen alle Kaiser, Könige, Fürsten, welche solche Abgaben auferlegt und empfangen haben ... ohne weiteres dem Bann verfallen sind. Wir belegen auch die mitschuldigen Körperschaften mit dem Interdikt[2].“

Der König antwortete mit dem der Kirche gegenüber stets wirksamsten Mittel: er verbot die Ausfuhr edler Metalle nach Rom.

Da lenkte der Papst ein. Doch folgten bald neue Streitigkeiten, neue römische Forderungen und Drohungen. Im Jahre 1301 erteilte der Papst dem König in der Bulle „Ausculta fili“ (Höre, mein Sohn) folgende Zurechtweisung:

„Gott hat uns unerachtet unserer geringen Verdienste über die Könige und Reiche gesetzt und uns das Joch apostolischer Knechtschaft auferlegt, um in seinem Namen und nach seiner Anweisung auszureißen, niederzureißen, zu zerstören, zu zerstreuen, aufzubauen und zu pflanzen.... Laß dir also, geliebtester Sohn, von Niemanden einreden, daß Du keinen Obern habest und dem höchsten Hierarchen der kirchlichen Hierarchie nicht untergeben seiest. Wer dies meint, ist ein Tor; wer es hartnäckig behauptet, ist ein Ungläubiger und gehört nicht zum Schafstall des guten Hirten[3].“

Philipp soll darauf sehr derb geantwortet haben:

„Philipp, von Gottes Gnaden König von Frankreich, an Bonifaz, der sich für den Papst ausgibt! Wenig oder gar keinen Gruß! Du Erzpinsel (sciat maxima tua fatuitas) solltest wissen, daß Wir in weltlichen Dingen niemandem unterworfen sind. Andersdenkende halten Wir für Narren[4]!“

Als dann der Papst Philipp den Schönen mit dem Bann belegte, blieb nicht nur der erwartete Erfolg aus, sondern die Lage verschlimmerte sich zusehends für das Papsttum. Der König ließ sofort die Verkünder der Bulle verhaften und auf einer Reichssynode den Papst der Ketzerei anklagen. Das französische Volk, das durch die anmaßenden Forderungen des Papstes in seinem Nationalstolz gekränkt war, trat einmütig auf die Seite seines Königs. Mit der politischen Macht der Kirche war es nun vorbei. Da half auch die Verhängung des Interdikts über das Land nichts mehr. Das dahinsinkende Mittelalter ließ sich nicht mit mittelalterlichen Methoden zurückbringen. Zuletzt sollten die Deutschen dem Papst gegen Frankreich helfen. Bonifaz belehnte den deutschen Kaiser Albrecht von Österreich (1298—1308) mit Frankreich. Der ländergierige Habsburger ging darauf ein und gelobte, den Papst als Oberlehensherrn ansehen zu wollen. Während der Habsburger von neuen Ländern träumte, begann jedoch Philipp zu handeln. Er ließ durch seinen Kanzler Wilhelm von Nogaret den Papst in seinem eigenen Palast zu Anagni[5] verhaften und gefangen halten. Bonifaz sollte Bann und Interdikt

widerrufen. Er blieb zwar trotz der erlittenen Mißhandlungen standhaft und wurde nach drei Tagen von seinen Mitbürgern befreit, an dem Sieg des französischen Nationalismus aber war nichts mehr zu ändern. — Erbärmlich war Bonifaz' Ende. Er starb in Rom über 80 Jahre alt in einem heftigen Fieber- und Wahnsinnsanfall (1303). Die Prophezeiungen seines Vorgängers Cölestin V. schienen sich bewahrheitet zu haben: „Er wird sich einschleichen wie ein Fuchs, regieren wie ein Löwe und verenden wie ein Hund[6].“ Bonifaz VIII. hatte zu jenen Päpsten gehört, die ganz und gar der Welt und ihren Freuden ergeben waren. „Ein lächelndes, frivol spöttelndes Weltkind, dem der Genuß des Daseins in erster Linie stand“ (Scholz). Genau so sah ihn auch sein Zeitgenosse Dante, der ihn mit noch zwei simonistischen Päpsten in die Hölle versetzte. Dort stecken sie köpflings in Felslöchern[7].

Nach Bonifaz' Tode geriet die Kirche gänzlich in die Abhängigkeit des französischen Königtums. Unter Philipps Einfluß wurde Clemens V. — ein Franzose — zum Papst gewählt (1305), und dieser verlegte 1309 seine Residenz nach Avignon in Südfrankreich. Von da an ist das Papsttum 70 Jahre lang in den Händen der französischen Könige. Päpste und Kardinäle sind während dieser Zeit Franzosen. Die Päpste sind zu französischen Hofbischöfen degradiert. Man nennt diese Epoche die „Babylonische Gefangenschaft der Kirche“ (1309—1377).

Aber auch in Deutschland regte sich der Nationalstolz, als jene Päpste französischer Herkunft sich trotz ihrer demütigenden Stellung von Avignon aus erdreisteten, aus alter Gewohnheit sich in Fragen deutscher Politik einzumischen. Als Ludwig der Bayer (1314—1347) zum deutschen König gewählt worden war, brach wieder einmal der alte Streit zwischen Kaiser und Papst aus. Solange Ludwig mit der Bekämpfung seines Gegenkönigs (Friedrichs des Schönen) zu tun hatte, hielt sich der Papst neutral; die Deutschen waren ja durch Bürgerkrieg geschwächt. Als aber Ludwig den Gegenkönig bei Ampfing und Mühldorf (1322) geschlagen hatte und damit im Alleinbesitz der Macht war, begann der Papst — es war Johann XXII. (1316—1334) — in anmaßender Weise gegen die Wahl Ludwigs, den er verächtlich

„den Bayer" nannte, zu protestieren. Kurzerhand belegte er den König mit dem Bann und entband alle Deutschen ihres Eides. Nicht genug damit, hetzte er alle Fürsten Europas auf zum Kampf gegen den Deutschen. Doch Ludwig hatte auch Bundesgenossen. Rechtsgelehrte, wie Wilhelm von Occam, und vor allem die Franziskaner mit ihrem Ordensgeneral protestierten gegen das Vorgehen des Papstes. Gerade die Franziskaner, die mit besonderem Eifer das Ideal der freiwilligen Armut verfochten, hatten allen Grund, den geldgierigen Johann XXII. zu hassen, der es gewagt hatte, die Lehre von der Armut Christi und seiner Apostel als Ketzerei zu erklären[8]. So haben sie zusammen mit Rechtsgelehrten auf dem Reichstag zu Nürnberg 1324 dem König eine von Marsilius von Padua verfaßte Schrift („Defensor pacis") überreicht, in der die kaiserlichen Rechte verteidigt wurden. Der Papst wurde zudem der Ketzerei bezichtigt. Einige Jahre darauf zog Ludwig der Bayer als Schiedsrichter nach Rom (1327 bis 1329) und empfing dort von Abgesandten des römischen Volkes — der Papst war ja in Avignon — die Kaiserkrone. Dabei wurde ein Franziskaner als Gegenpapst aufgestellt (Nikolaus V.).

Im Jahre 1327 brachen erneute Kämpfe aus. Der Papst erhob Einspruch gegen die nicht von ihm vollzogene Kaiserkrönung, und hochfahrende Legaten französischer Abstammung erschienen in Westdeutschland, um den Spruch des Papstes zu verkünden. Da schrieb ein Kanzleibeamter des Erzbischofs von Trier die prachtvollen Worte:

„Die Nuntien irren, wenn sie glauben, mit harten und rauhen Worten, mit ihren Drohungen zum Ziele zu kommen. Das ist ein bei den Deutschen, welche Furcht nicht kennen, ganz und gar nicht verfangendes Unternehmen[9]."

Darin kam so recht die damalige Stimmung des Volkes zum Ausdruck. Aber auch die Kurfürsten konnten dem Treiben nicht länger zusehen. Sie versammelten sich 1338 zu Rense (Kurverein) und erklärten stolz und frei:

„Der von der Mehrheit der Kurfürsten des Reiches zum König Erwählte bedarf nicht der Ernennung, Billigung, Bestätigung oder Zustimmung des apostolischen Stuhls[10]..."

Diese deutsche Selbstbesinnung ist das erfreuliche Zeichen einer neuen Zeit. In Avignon hatte man solches nicht erwartet. So wurde dort die Erklärung der deutschen Kurfürsten, wie es heißt,

„mit heftigem, herzbeklemmend starrem Staunen und nicht ohne viel Mißfallen"

aufgenommen. Der Kaiser aber ließ wenige Wochen darauf das Königswahlgesetz (Licet juris) verkünden, das in den Worten gipfelt:

„Die kaiserliche Würde und Macht kommt unmittelbar von Gott.... Der einstimmig oder von der Mehrheit der Kurfürsten Erwählte ist ohne weiteres König und römischer Kaiser und jeder Untertan des Reiches schuldet ihm Gehorsam. ... Einer Billigung, Bestätigung oder Zustimmung des Papstes bedarf es nicht." (Es folgen dann noch Strafandrohungen für den Übertreter des Gesetzes[11].)

Und doch war „Rense" nicht mehr als eine Etappe im Kampf. Der Franzosenpapst Klemens VI. (1342—1352) erneuerte den Bann gegen Ludwig noch kurz vor dessen Lebensende (1346), so den Kampf Johanns XXII. weitertreibend. Diese Bannung ist in ihrem Wortlaut ein einzigartiges Dokument römisch-kirchlicher Rachsucht. In dämonischer Wut und geifernd vor Haß verflucht der Papst, einem alttestamentlichen Juden gleich, den deutschen Kaiser und sein ganzes Geschlecht:

„Die göttliche Allmacht werfe Ludwig danieder und übergebe ihn der Gewalt seiner Feinde! Verdammt sei sein Eingang, verdammt sei sein Ausgang! Der Herr schlage ihn mit Narrheit und Blindheit und Raserei! Der Himmel verzehre ihn durch seine Blitze, der ganze Erdkreis waffne sich gegen ihn! Die Erde tue sich auf und verschlinge ihn lebendig! Sein Name bleibe nicht über ein Geschlecht und sein Andenken verschwinde von der Erde! Alle Elemente seien wider ihn! Seine Wohnung werde wüste, seine Kinder sollen aus ihren Häusern vertrieben werden und vor seinen Augen in die Hände ihrer sie mordenden Feinde ausgeliefert werden[12]!"

Ludwig der Bayer hat es versäumt, die im Aufbruch begriffene nationale Bewegung seiner Zeit politisch auszunutzen. Wie weit war damals schon die Wut des Volkes gegen die inquisitorische Kirche geraten, als man die mit der Durchführung des Bannes gegen den Kaiser beauftragten Dominikaner mißhandelte, ja selbst tötete! Welche Aussichten bot das politische Bündnis des Kaisers mit König Eduard III. von England! Frankreich und der

Papst wären damit in die Zange geraten. Aber unstet und wankelmütig versäumte es Ludwig, die großen Möglichkeiten einer wahrhaft deutschen Politik auszuwerten und dachte mehr an seine Hausmacht als an das Reich. Zuletzt knüpfte er sogar Verhandlungen mit dem Papst an, und die Kurfürsten, die über seine Ländergier erbittert waren, wählten noch zu seinen Lebzeiten den Luxemburger *Karl* IV. (1347—1378) zum König.

Die letzten Kaiser des Mittelalters haben nicht dazu beigetragen, das erwachte Nationalgefühl des deutschen Volkes zu stärken. Sie haben im Gegenteil durch ihr unvornehmes Auftreten dem Ansehen des Reiches unendlich geschadet. Schon Karl IV., der „Liquidator der königlichen Macht", hatte es verstanden, aus seiner Italienfahrt ein einträgliches Geschäft zu machen und sich durch Geschenke die Kassen füllen zu lassen. Er war mehr ein nüchtern rechnender Kaufherr als ein König[13]. Weit schlimmer trieb es jedoch *Friedrich* III. (1440—1493). Er war wirklich nur noch ein „Zerrbild der Kaiseridee" (Wolf). Als dieser Habsburger nach Rom zur Kaiserkrönung zog (als letzter deutscher Kaiser, der dort gekrönt wurde), machte er diese Fahrt zu einem fetten Geldgeschäft. Gregorovius schreibt hierüber:

„Schamlos steckte er vom Papste, dem er die deutsche Kirche verraten hatte, einen Betrag von 100 000 Goldgulden in die Tasche. In Italien selbst streute er Tausende von Gnadenbriefen aus, die er sich von eitlen Menschen gut bezahlen ließ. Überall wurden der Kaiser und seine Begleitung mit hohen Ehren und, was ihm sehr wichtig war, *kostenfrei* aufgenommen. So sehr ehrte noch Italien das Schattenbild des römischen Kaisertums, daß dieser machtlose Habsburger sich für ein vergöttertes Wesen hätte halten können. In Wirklichkeit war Friedrich III. nichts als ein ohnmächtiger Titularpräsident der christlichen Republik, ein mit Gold und Edelsteinen besetztes Idol aus einer abgestorbenen Vergangenheit. Der Bischof von Florenz fand an ihm keine Spur kaiserlicher Majestät, nur *Gier nach Gold*."

So war von dem durch die Habsburger vertretenen deutschen Kaisertum nichts mehr zu erwarten. Noch unseliger als ihre Geld- und Ländergier war ihre unbedingte Romhörigkeit, die sie später in den entscheidenden Jahren der Reformation einhellig ins Lager der weltanschaulichen Gegner trieb.

Und das Papsttum? Seit den Tagen Innozenz' III. war die römische Kirche in einem zunehmenden Prozeß der Verweltlichung begriffen (vgl. S. 50). Politische Händel und Geldgeschäfte bildeten den eigentlichen Daseinsinhalt der Stellvertreter Christi. Nicht Gottesdienst, sondern Mammonsdienst war ihre hervorragende Beschäftigung in den letzten Jahrhunderten vor der Reformation. Es ist nötig, einige typische Vertreter dieses materialistischen Geistes innerhalb der Kirche herauszustellen, um die wahren Gründe zu erkennen, die das deutsche Volk zusehends der Kirche entfremdeten und zuletzt zu jenem elementaren Ausbruch germanischer Empörung führten, deren Wortführer der Mönch von Wittenberg wurde. Vier Päpste, Bonifaz VIII., Johann XXII., Innozenz VIII. und Alexander VI. seien an dieser Stelle angeführt.

Bonifaz VIII. wußte nur zu gut, wieviel Kapital sich aus der Gutgläubigkeit und noch mehr aus der Seelenangst der Menschen schlagen ließ, und er erfand die einträgliche Geldquelle des Jubelablasses im Jahre des Heils 1300:

„Damit den heiligen Aposteln Petrus und Paulus um so mehr Ehre erwiesen werde, je größer die Devotion (= Gehorsam gegen die Kirche) ist, mit der ihre Basiliken in Rom von den Gläubigen besucht werden, und damit die Gläubigen selbst es noch mehr fühlen, wie ihnen für einen solchen Besuch geistliche Gaben in Fülle geschenkt werden, so wollen wir ... allen denen, die in diesem Jahre 1300 und in jedem folgenden hundertsten Jahre eben zu den Basiliken kommen und wahre Buße getan und gebeichtet haben oder wahrhaft büßen und beichten wollen(!), in dem gegenwärtigen und folgenden Jahrhundert nicht nur völligen und reichlicheren, sondern vollkommensten(!) Ablaß aller ihrer Sünden in Zukunft und jetzt zusprechen und gewähren, indem wir festsetzen, daß, wenn Römer an diesem von uns gewährten Ablaß teilhaben wollen, sie wenigstens an 30 Tagen hintereinander oder einen um den anderen Tag wenigstens einmal die Basiliken besuchen(!) müssen, Auswärtige und Ausländer aber an 15 Tagen. Jeder wird jedoch mehr verdienen und wirksameren(!) Ablaß erlangen, wenn er gerade die Basiliken noch öfter und mit noch größerer Devotion besucht[14]."

Unverantwortlicher konnte nicht mehr mit den Seelen der Menschen Mißbrauch getrieben werden. Der Besuch einiger Kirchen

und der Vorsatz zu beichten genügten bereits, um bei den Gläubigen die Vorstellung zu erwecken, daß sie von allen ihren Sünden, auch den erst noch zu begehenden, losgesprochen würden! Das klingende Ergebnis einer derartig „großzügigen" Sündenvergebung war auch über Erwarten gut. Das „heilige Jahr" 1300 brachte Rom 200000 Fremde und 15 Millionen Goldgulden! Ja, der Goldertrag war so verlockend, daß man bald einsah, daß die ursprünglich vorgesehene Pause von hundert Jahren viel zu lang war. So ging man über die Etappen von 50 und 33 Jahren auf 25 Jahre herunter[15].

Einer der größten Gegner Bonifaz' VIII. war der Franziskaner Jacopone da Todi, der Verfasser des „Stabat mater". Voll Ingrimm über die Habgier der Kirche rief er zur offenen Empörung gegen den Papst auf, mußte aber sein mutiges Vorgehen mit jahrelanger schwerer Kerkerhaft büßen.

Ein besonders „würdiger" Vertreter seiner Zeit war Johann XXII. (auch vielfach Johann XX. oder XXI. genannt). An ihm findet man schwerlich einen anderen Zug als die Jagd nach Besitz. Gregorovius urteilt:

„Johann XXII. starb 1334 im Alter von 90 Jahren in Avignon. Seine lange Regierung hatte er ohne eine andere Liebe als die zum Geld, in unchristlichem Streit und Haß zugebracht und aus Herrschbegier die Welt mit Krieg erfüllt: eine häßliche und abstoßende Gestalt auf dem Thron der hohen Priester. ... Im übrigen gab er seinem Grundsatz, daß Christus und die Apostel Eigentum besaßen, durch die Tat eine nur zu praktische Bestätigung. Denn dieser Midas von Avignon ist einer der reichsten Päpste überhaupt gewesen, obwohl er selbst ein durchaus nüchterner Greis war. Man fand in seinem Besitz unglaubliche Mittel vor: 18 Millionen Goldgulden in gemünztem Gold und 7 Millionen in Kostbarkeiten: Schätze, welche Geiz und Habsucht mit den verwerflichsten Mitteln der neu eingeführten Annaten (= Jahrgelder) und Reservationen aller geistlichen Stellen in der Christenheit den Völkern abgepreßt hatten[16]."

Ausgerechnet diesem Papst war es vorbehalten, im Jahre 1329 aus der Lehre Meister Eckeharts 17 von 28 Sätzen „als ketzerisch, die übrigen für überklingend, tollkühn und der Ketzerei verdächtig[17]" zu verurteilen und die Bücher, in denen sie enthalten waren, zu verbieten. Der päpstliche Schacherer gegen den „hei-

ligen und seligen Meister", den großen Vorkämpfer germanischer Geistesfreiheit — welch eine Welt von Gegensätzen!

Im 15. Jahrhundert gestatteten die Päpste ohne Bedenken die schamlosesten Laster, ja selbst Verbrechen, wenn nur die dafür festgesetzten Geldbußen bezahlt wurden. Der Ertrag aus Freudenhäusern war eine besonders beliebte Einnahmequelle der „Heiligen" Väter. Sixtus IV. (1471—1484) bezog aus ihnen jährlich 20000 Golddukaten. Selbst Knabenliebe erlaubte dieser Wüstling gegen Zahlung bestimmter Sätze. Das sprechendste Dokument dieser Zeit sind die Taxenbücher, die für jegliches Vergehen Dispense enthielten und einen förmlichen Preiskurant für alle heimlichen Laster darstellten.

Innozenz VIII. (1484—1492) ist berühmt wegen seiner vielen Kinder, die er in den Vatikan brachte und zu bereichern suchte. Der Volkswitz dichtete von ihm: „Octo Nocens genuit pueros totidemque puellas. Hunc merito poterit dicere Roma patrem." (Acht Knaben und ebenso viele Mädchen erzeugte der Schädling [Nocens]. Rom kann ihn darum mit Fug „Vater" nennen.) In seine Zeit fällt der erbärmliche Handel mit dem türkischen Thronprätendenten Dschem, der als Gefangener durch viele Fürstenhände ging, und für dessen Internierung dem regierenden Sultan Bajazet (der seinen Bruder Dschem vom Halse haben wollte) immer neue Gelder abgepreßt wurden. Zuletzt kam Dschem zu Innozenz VIII., der als allerchristlichster Vater ebenso bedenkenlos die Dukaten des „ungläubigen" Sultans einstrich.

Innozenz VIII. hat vor allem die widerlichen Hexenprozesse in Europa heimisch gemacht. Es ist das traurige Verdienst der Kirche, diesen finsteren Aberglauben bewußt gezüchtet und stets mit Eifer gefördert zu haben. Mit Angst- und Wahnvorstellungen wurden die Menschen solange gequält, bis sie ihrem nächsten Volksgenossen nicht mehr trauten, ihn einer Beziehung zur Hölle fähig hielten und gar deutsche Frauen und Mädchen als Buhlinnen des Teufels verschrien. Die daraus erwachsenen Hexenprozesse gehören zum dunkelsten Kapitel unserer Geschichte. Als der Großinquisitor Thomas de Torquemada 1498 sein grausiges Amt niederlegte, waren 8000 Menschen lebendig, 6500 im

Bilde verbrannt und 90 000 mit verschiedenen Strafen belegt worden. Diese Zahlen geben ein Bild von dem unsagbaren Leid, das deutsche Menschen einmal erdulden mußten, weil römisch-orientalischer Zauberwahn den freien germanischen Geist erdrückt hatte. Riezler schreibt über das Hexenunwesen die eindringlichen Worte:

„Wer Hexenprozesse studiert, glaubt sich unter ein Geschlecht versetzt, das alle edlen menschlichen Anlagen, Vernunft und Gerechtigkeit, Scham, Wohlwollen und Mitgefühl erstickt hat, um dafür alle teuflischen in sich großzuziehen. Aus der Sphäre, die den Menschen die teuerste und erhabenste des Lebens bedeutet, aus dem Heiligtum der Religion, grinst dem Beschauer ein Medusenhaupt entgegen und hemmt ihm das Blut in den Adern. Unter christlichen Völkern, im Schoße einer tausend Jahre alten Kultur, ist der Justizmord zu einer stehenden Einrichtung geworden. Hunderttausende von Unschuldigen wurden nach ausgesuchten Martern des Leibes und nach unnennbaren Seelenqualen auf die grausamste Weise hingerichtet. Diese Tatsache ist so ungeheuerlich, daß alle anderen Verirrungen des Menschengeschlechts dagegen zurücktreten[18]."

Als letzter in dieser Reihe sei Alexander VI. (1492—1503) genannt. Er wurde Papst, weil nach Innozenz' VIII. Tod der römische Thron an den Meistbietenden versteigert wurde und er, der reiche Kardinal Borgia, alle Mitbewerber ausstach. Gleich seinem Vorgänger hatte auch Alexander für seine Nachkommen zu sorgen. So verwendete er die Einnahmen des Jubelablasses vom Jahre 1500 für die Aussteuer seiner Tochter Lukrezia. Alexander wird der widerlichsten Verbrechen — darunter des blutschänderischen Verhältnisses zu Lukrezia — angeklagt. Mit Gift ließ er reiche Nebenbuhler beseitigen, um sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen. Vom Sultan Bajazet empfing er 300 000 Dukaten (und den Heiligen Rock Christi!) für die Beseitigung des (schon erwähnten) Prinzen Dschem. „Geldgieriger sind die schlimmsten Despoten der Erde nicht gewesen, wie die ‚Stellvertreter' des Mannes, dessen Reich nicht von dieser Welt war" (Rosenberg)[19].

Alexanders Werk war auch die Verurteilung Savonarolas, des großen Predigers gegen seine gottlose Zeit. —

Es ist interessant zu sehen, wie die Kirche in dem beginnenden Zeitalter der Entdeckungen ihren alten Weltherrschaftsanspruch

sogleich folgerichtig auf die neuen Länder ausdehnte. Als sich Spanien und Portugal 1493 um die neuentdeckten Länder stritten, mischte sich Alexander ein und „schenkte" durch die Bulle „Inter cetera" „aus reiner Großmut und apostolischer Gewalt" dem Herrscherpaar von Kastilien und Arragon alle „schon entdeckten und noch zu entdeckenden Inseln und Länder" westlich der Azoren und Kapverdischen Inseln (46° westl. Länge), während die Länder östlich dieser Scheidelinie — die vom Nordpol zum Südpol gehend gedacht war — den Portugiesen gehören sollten. So hat die Kirche in allem ihre Autorität geltend gemacht. Nur der vertrauensselige Autoritätsglaube war mit der Zeit mehr und mehr erschüttert worden.

Die Reformation

Bei den geschilderten Zuständen innerhalb der Romkirche ist es begreiflich, daß die Stimmen immer lauter wurden, die nach einer umfassenden „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern" riefen. Drei große Konzilien hatte man zu diesem Zweck in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts einberufen (Pisa 1409, Konstanz 1414—1418 und Basel 1431—1446), wo man in jahrelangen Beratungen den Weg aus dem Chaos finden wollte. Vor allem hatten sich die deutschen Kaiser immer wieder um eine sittliche Hebung der Kirche bemüht. Deutsche Fürsten, Bischöfe und Mönche hatten gegen die Verweltlichung ihrer Kirche protestiert, und dennoch war alles beim alten geblieben. Was halfen auch alle Reformversuche, wenn ihre Verfechter übersahen, daß das Übel der Zeit gar nicht in diesen oder jenen — vielleicht abstellbaren — Mißständen lag, sondern *im Wesen der Kirche selbst*. Solange darum die Deutschen diese Kirche und damit ihren totalen Herrschaftsanspruch anerkannten und sich den Weisungen ihres Oberhauptes und seiner herrschsüchtigen Priesterschaft fügten, war keine Rettung möglich. Reformen *innerhalb* der Kirche haben, wie die Kaiser des Mittelalters erfahren mußten, noch nie den Charakter der Kirche geändert. Was nottat, war zu Anfang des 15. Jahrhunderts *nicht Rettung der Kirche, sondern Rettung des germanischen Menschen*

von dieser Kirche. Diesen einzig möglichen Weg in die Freiheit wies uns der deutsche Bauernsohn

Martin Luther.

Rücksichtslos griff er die Kirche dort an, wo sie am empfindlichsten getroffen werden mußte: bei ihrer Geldgier. Er hatte mit wachsender Erbitterung gesehen, wie die Menschen durch marktschreierische Ablaßprediger dahin gebracht wurden, daß sie allen Ernstes glaubten, sie könnten durch Geldspenden im voraus von allen Fegfeuerstrafen im Jenseits teilweise oder vollkommen befreit werden. Die Kirche, die genau wußte, daß sie nur kirchliche Bußen, also von Menschenhand auferlegte Strafen, erlassen konnte, ließ hier die Menschen mit Absicht im unklaren, und die Ablaßkrämer — ihr schlimmster war Tetzel — nutzten geschickt die Seelenangst der Gläubigen vor den Feuerqualen des Jenseits, um ihre Kassen zu füllen. Plump und unverfroren erweckten sie beim Volk die Vorstellung, daß

„sobald das Geld im Kasten klingt,
die Seele aus dem Fegfeuer springt."

Eine solche Verflachung, ja Verhöhnung des religiösen Gefühls mußte den Charakter der Menschen aufs schlimmste gefährden. Darum stand Luther auf, dem Unfug ein Ende zu bereiten und veröffentlichte seine 95 Thesen gegen den Ablaßhandel (31. Oktober 1517):

„Menschenlehre predigen die, welche sagen, daß sobald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer auffahre." (These 27.)

„Das ist gewiß, daß, wenn der Groschen im Kasten klingt, Gewinn und Habsucht zunehmen können; der Erfolg der Fürbitte der Kirche aber steht allein in Gottes Entscheidung." (These 28.)

Luther riet darum, diese Mittel lieber der eigenen Familie und den Bedürftigen zukommen zu lassen, als sie den Ablaßhändlern und damit der unersättlichen Kirche in den Rachen zu werfen:

„Man lehre die Christen, daß, wer einen Bedürftigen sieht und deß ungeachtet sein Geld für Ablaß hingibt, nicht des Papstes Ablaß, wohl aber Gottes Zorn damit sich erwirbt." (These 45.)

„Man lehre die Christen, daß, wenn sie nicht überflüssiges Gut in Hülle und Fülle besitzen, sie verpflichtet sind, das, was zur Notdurft gehört, für ihr Haus zu behalten, und mit nichten für Ablaß zu verschwenden.“ (These 46.)

Mit diesen Streitsätzen hatte Luther, ohne es zu ahnen, eine Revolution entfacht. Wie ein Lauffeuer gingen seine 95 Thesen durch die deutschen Lande, und Bürger und Bauern fühlten genau wie der Adel den Anbruch einer großen Zeit. Die deutsche Seele erwachte zu einem gewaltigen Protest gegen das die Menschen erniedrigende System von Rom. Zug um Zug fielen die Mauern, die die Kirche errichtet hatte, um die Menschen von Gott zu trennen. Und Luther ging ehrlich und gerade weiter auf dem Weg, den ihm das Schicksal wies. Als ihn die mittelalterliche Kirche in den Bann tat, focht dies seinen freien deutschen Sinn wenig an. Er zog mit seinen Studenten hinaus vor das Elstertor zu Wittenberg — es war am 10. Oktober 1520 — und warf die Bannbulle in den lodernden Holzstoß. Zugleich wurden die drei Bücher kirchlichen (kanonischen) Rechts den Flammen übergeben. Nun hatte schon mancher vor Luther sich über den Bann hinweggesetzt, die Rechtsgrundlage der Kirche aber hatte noch keiner anzutasten gewagt. Indem Luther sich an jenem 10. Oktober symbolisch vom Kirchenrecht lossagte, wurde er zum Revolutionär. Das ganze Mittelalter hindurch hatte sich der Mensch damit abgefunden, daß es zwei Stände — fast möchte man sagen zwei „Klassen“ — gab, den weltlichen und den geistlichen Stand, den Laien und den Priester. Von ihnen war der Priester der „höhere“ Stand; er war gesalbt und geweiht und besaß allein die Gewalt, zwischen Gott und den Gläubigen Mittler zu sein. Aus dieser Rangordnung ergab sich zwangsläufig zweierlei Recht. Dem Laien„volk“ stand das Priester„volk“ gegenüber, und ersteres war minderen Rechts, letzteres höheren. Nun hatte Luther dieses „andere Recht“ verworfen und damit wieder die natürlichen Lebensgrundlagen hergestellt. Für ihn gab es nur ein Recht und einen Stand:

„Alle Christen sind wahrhaft geistlichen Standes, und ist unter ihnen kein Unterschied denn des Amtes halben allein.... Daher kommt es, daß

in der Not ein Jeglicher taufen und absolvieren kann, was nicht möglich wäre, wenn wir nicht alle Priester wären."

Luthers ganze Empörung über das zweierlei Maß, mit dem gemessen wurde, kommt am klarsten in der Frage zum Ausdruck:

„Wenn ein Priester erschlagen wird, liegt das Interdikt über dem Lande. Warum nicht auch, wenn ein Bauer erschlagen wird?"

Ihm gilt jeder Stand gleich wert:

„Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer, ein Jeglicher hat seines Handwerks Amt und Werk, und doch sind alle gleich geweihte Priester und Bischöfe; und ein Jeglicher soll mit seinem Amt oder Werk dem anderen nützlich und dienstlich sein[20] ..."

Damit war die mittelalterliche Idee der „Una sancta", der herrschenden Weltkirche, gestürzt. Die Kirche als Heilsvermittlungsanstalt war überflüssig geworden und der geweihte Priester seines „heiligen" Nimbus entkleidet. Dafür kamen die verachteten weltlichen Berufe wieder zu Ehren, ja sie wurden durch Luther geheiligt. Wir können es dem deutschen Reformator nicht genug danken, daß er den zauberstarken römischen Priester entthront und an seine Stelle den schaffenden deutschen Menschen aus dem Volk gesetzt hat, wie es seine andere wahrhaft deutsche Tat war, daß er das kirchliche Lebensideal des Mittelalters, die Weltflucht (Aszese) mit ihrer ausgesprochenen Feindschaft zum Weibe für alle Zeiten abgetan hat. Durch eigenes Beispiel und Vorbild brachte er die Familie und damit die deutsche Frau und Mutter wieder zu Ehren, die ein artfremdes vorderasiatisches Lebensgefühl in der widerlichsten Weise geschmäht hatte.

Mit der vollzogenen „Heiligung" aller Christenmenschen bedurfte es fortan auch keiner besonderen „Heiligen" mehr. Das Volk lernte wieder „natürlich" denken und die Menschen so zu sehen, wie sie wirklich waren — ohne Glorienschein, Geheimnis und Wunder. Die Priester standen wieder als fehlbare Menschen da, und auch Päpste, ja selbst Konzilien konnten bei der Verkündigung der Lehre irren[21], wie es Luther dem derben Ingolstädter Theologen Dr. Eck rundweg ins Gesicht sagte. Das aber bedeutete den endgültigen Bruch mit Rom. Das deutsche Volk

begrüßte diese notwendige Trennung mit frohem Herzen, hatte es doch längst im Papsttum die Verkörperung aller Schändlichkeit, ja den „Antichrist" selbst gesehen, und der geläufige Spruch: „Je näher Rom, je ärgere Christen" ließ keinen Zweifel darüber. Nun konnten alle wieder frei atmen, als Luther sein „Fahre wohl, mächtiges Rom" sprach; das Volk fühlte sich erlöst vom Druck der römischen Fremdherrschaft, die zur übelsten Z i n s k n e c h t - s c h a f t geworden war:

„Ich achte, daß Deutschland jetzt weit mehr nach Rom dem Papst gibt, denn vor Zeiten den Kaiserlichen. Ja es meinen etliche, daß jährlich mehr denn 300 000 Gulden aus Deutschland gen Rom kommen, völlig vergebens und umsonst, dafür wir nichts denn Spott und Schmach erlangen..."

„Wollen wir wider die Türken streiten, so lasset uns hier anheben, da sie am allerärgsten sind (= in Rom). Henken wir mit Recht die Diebe und köpfen die Räuber, worum sollten wir den römischen Geiz freilassen, der der größte Dieb und Räuber ist..."

„Wie kommen wir Deutschen dazu, daß wir solche Räuberei, Schinderei unserer Güter von dem Papst leiden müssen? Hat das Königreich zu Frankreich sichs erwehrt, warum lassen wir Deutschen uns also narren und äffen[22]?"

Solche Darlegungen sind nicht nur als geschichtliche Dokumente beachtenswert, sondern auch als persönliche Bekenntnisse eines Mannes, der — was man von kirchlicher Seite so gerne bestreiten möchte — mit jeder Faser seines Herzens ein D e u t s c h e r war[23]. Darum lag ihm auch die deutsche Muttersprache so sehr am Herzen, daß er die Bibel in sie übertrug, wodurch er zum Neuschöpfer der deutschen Schriftsprache wurde. Durch diese schlechthin v ö l k i s c h e T a t entthronte er die dem Volk unverständliche, nur von Eingeweihten beherrschte lateinische Kirchensprache, und Luthers Bibel und Luthers Wort wurden bald zum Volksgut. Die Menschen lernten durch sie, in freier Verantwortung ihrem Glauben zu leben und des vermittelnden und „auslegenden" Priesters zu entraten[24].

War die Kirche einst darauf ausgegangen, die Priester zu bilden, das Volk aber in Unwissenheit zu halten, kämpfte jetzt Luther für eine ordentliche Erziehung des Volkes. Neben einer Reform der Universitäten forderte er in seiner Schrift „An den

christlichen Adel" vor allem eine gute Erziehung der Mädchen. („Wollte Gott, eine jegliche Stadt hätte auch eine Mädchenschule, darinnen die Mägdlein eine Stunde des Tages das Evangelium hörten ...")

Luthers Befreiungstat brachte auch die Beilegung des alten Streites zwischen dem Regnum und dem Sacerdotium, zwischen Staat und Kirche. Für den Protestanten gab es künftighin keine Minderbewertung des staatlichen Lebens mehr gegenüber dem kirchlichen. Der Staat galt wieder als eine göttliche Ordnung gemäß dem Schriftwort: „Jedermann untertan sei der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet" (Paulus, Röm 13). Für die Papstkirche war der Staat immer nur zweiten Ranges gewesen und höchstens als ihr „weltlicher Arm" betrachtet worden. Wofern aber Staaten sich gegen römische Anmaßungen wehrten, waren sie für die Kirche grundsätzlich des „Teufels". Aus der Kenntnis der unseligen Auswirkungen des Kampfes zwischen Papst und Kaiser lehrt Luther die Unabhängigkeit des Kaisertums und weist den Papst in seine Schranken zurück. Eindeutig erklärt er,

„... daß der Papst über den Kaiser keine Gewalt habe, außer daß er ihn auf dem Altar salbe und kröne, wie ein Bischof einen König krönt, und ja nicht die teuflische Hoffahrt hinfort zulassen werde, daß der Kaiser des Papstes Füße küsse oder zu seinen Füßen sitze oder, wie man sagt, ihm den Stegreif halte und den Zaum seines Maulpferdes, wenn er aufsitzt zu reiten, noch viel weniger dem Papst huldige und treue Untertänigkeit schwöre, wie die Päpste unverschämt vornehmen zu fordern, als hätten sie Recht dazu[25] ..."

In seiner letzten Schrift gegen Rom „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet" (1546) weist Luther noch einmal auf die bittere Tragik des mittelalterlichen Kaisertums:

„Wie haben sie mit unseren deutschen Kaisern getan, Friderico dem Ersten und dem andern, bis sie den einzigen Erben Conradinum mit dem Schwert öffentlich richteten, mit Philippo, mit Heinerico dem Vierten und Fünften und Ludovico Bavaro. Hätten immer gern das Reich ohn Häupt gemacht, daß der Papst möchte Kaiser sein[26]."

So war für Luther wahres Christentum von seinem Deutsch-

tum nicht zu trennen. Für beides kämpfte er bis an sein Lebensende. Noch kurz vor seinem Tode schrieb er:

„Diese drei Worte: frei — christlich — deutsch sind dem Papst und römischen Hof nichts, denn eitel Gift, Tod, Teufel und Hölle: er kann sie nicht leiden, weder sehen noch hören: da wird kein anderes aus, das ist gewiß.“

Im protestantischen, d. h. romfreien Bereich — und das war ursprünglich eine Neunzehntel-Mehrheit des deutschen Volkes! — gab es fortan keinen Gegensatz mehr zwischen Staat und Volk und Kirche. Die Kirche gab dem Staat, was sein war und hielt treu zu ihm.

Das Bild von Luther wäre unvollständig, wollten wir seine Einstellung zum Judentum vergessen. Sie tritt uns in seiner 1543 verfaßten Schrift „Von den Jüden und ihren Lügen“ entgegen. Aus diesem Dokument spricht weniger der Theologe Luther (der ja die Juden als das „auserwählte Volk“ sehen mußte) als der deutsche Kämpfer, der dieses Fremdvolk in seiner ganzen Erbärmlichkeit schaute und aus seiner blutsmäßigen Abneigung kein Hehl machte. Die Schrift trägt einen stark politischen Charakter, sollte sie doch die deutschen Fürsten eindringlich vor der Judengefahr warnen. Nächst der Romkirche waren die Juden schon damals der gefährlichste Feind des Volkes und genau wie diese durch ihre Habgier und ihren schnöden Zinswucher berüchtigt. Luther klagt:

„Darum wisse du, lieber Christ, und zweifle nicht daran, daß du nächst dem Teufel keinen bittern, giftigern, heftigeren Feind habest, denn einen rechten Juden, der mit Ernst ein Jude sein will...

Sie leben bei uns zu Hause, unter unserm Schutz und Schirm, brauchen Land und Straßen, Markt und Gassen. Dazu sitzen die Fürsten und Obrigkeit, schnarchen und haben das Maul offen, lassen die Juden aus ihrem offenen Beutel und Kasten nehmen, stehlen und rauben, was sie wollen, das ist: sie lassen sich selbst und ihre Untertanen durch der Juden Wucher schinden und aussaugen und mit ihrem eigenen Geld sich zu Bettlern machen...“

Und weiter ruft er:

„Dazu wissen wir heutigen Tages noch nicht, welcher Teufel sie her in unser Land gebracht hat. Wir haben sie zu Jerusalem nicht geholt. Zudem holt sie noch jetzt niemand. Land und Straßen stehen ihnen offen, mögen ziehen in ihr Land, wenn sie wollen. Wir wollten gern Ge-

schenk dazu geben, wenn wir sie los wären. Denn sie sind uns eine schwere Last, wie eine Plage, Pestilenz und eitel Unglück in unserem Lande[27]."

Wir sind vielleicht erst heute in der Lage, Luthers Werk recht zu würdigen. Frei geworden von konfessioneller Einseitigkeit sehen wir in dem großen Reformator den Dolmetsch deutschen Fühlens und deutscher Sehnsucht für sein Jahrhundert. In dem Bekenntnis: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen" lebt unser, der unsterbliche Luther. Und wenn wir etwas von seinem Feuergeist verspüren wollen, dann erinnern wir uns, wie er in Worms seinen versammelten Feinden zurief: „Ich kann nicht anders, hier stehe ich, Gott helfe mir[28]!" In diesem Wort steckt ein Gleichnis für das, was wir germanische Charakterstärke nennen und Treue zum eigenen vom Schöpfer verliehenen Wesen[29].

Es war für den Protestantismus in der folgenden Zeit von größter Bedeutung, daß sich die Fürsten der neuen Lehre annahmen. Überall entstanden Landeskirchen, und die Fürsten traten an ihre Spitze. Auch das Unterrichtswesen kam in den protestantischen Ländern sehr bald in die Hände des Staates. Staat und Kirche wurden Bundesgenossen, und wie die Fürsten Gott und der Kirche gaben, was ihr gebührte, vergaß die Kirche nicht, daß sie den Fürsten ihre Rettung verdankte.

Freilich barg der Protestantismus auch Gefahren in sich. Mit den Bilderstürmern und den Schwarmgeistern hatte sich noch Luther energisch auseinandersetzen müssen. Die einen verstanden seine Lehre von der „Freiheit eines Christenmenschen" rein triebhaft und verfielen — wie Thomas Münzer und seine Gesellen — in hemmungslosen Zerstörungswahnsinn, die andern legten die Anschauung, daß jeder Mensch geistlichen Standes und Priester sei, dahin aus, daß sie sich für auserwählt hielten, in besonderer Verbindung mit Gott zu stehen vorgaben und allerlei Zeichen und Wunder zu vernehmen meinten. Hier drohte schon wieder der Rückfall aus dem gesunden Denken in Verirrung und Aberglauben. Doch Luther hat diesem Übel rücksichtslos gesteuert. Was er aber nicht verhindern konnte, war die Neigung des Protestantismus zur Zersplitterung. Sie hatte in der neu gewonne-

nen Glaubens- und Denkfreiheit ihren Ursprung. So platzten bald die Meinungen aufeinander, es gab erbitterte Kämpfe um die Abendmahlslehre, und Reformierte (Kalvinisten) standen den Lutheranern — in England Puritaner den Anglikanern — als unversöhnliche Feinde gegenüber. Bis zum heutigen Tage ist diese sektenhafte Zersplitterung ein Kennzeichen der protestantisch-germanischen (insbesondere angelsächsischen) Welt geblieben. Darum „retteten" sich viele Protestanten in die starre Orthodoxie und schufen sich wieder „Dogmen". Sie wurden damit dem Geist Luthers untreu. Heute klammern sich diese Protestanten ängstlich an das „Bekenntnis", haben längst aufgehört zu „protestieren" und nähern sich mit Riesenschritten dem Zwangsglauben der Kirche von Rom.

Die Papstkirche hatte durch die Reformation einen gewaltigen Stoß erlitten. Doch kam ihr gleich zu Anfang zugute, daß der deutsche Kaiser ihr Bundesgenosse war. Es bedeutete ein Verhängnis für unser Volk, daß in den entscheidenden Jahren der Reformation ein Karl V., ein in fremden Formen erzogener Spanier, deutscher Kaiser war, der nichts von deutschem Wesen verstand. (Nicht einmal der deutschen Sprache war er mächtig. Er sprach mit seiner nächsten Umgebung spanisch, mit den Hofdamen französisch, mit den Gelehrten Latein und mit seinen Hunden deutsch!) Erfüllt von Weltherrschaftsplänen und befangen im katholischen Denken, sah er seine Aufgabe ausschließlich darin, die verlorengegangenen Länder der Kirche zurückzugewinnen und ein katholisches Weltreich aufzubauen.

Luther erlebte nicht mehr den Ausbruch der Feindseligkeiten, die Deutschland darum in das Chaos des Bürgerkriegs stürzten, weil sein Kaiser ein Fremdling war, der die Sache des weltanschaulichen Gegners führte. Wohl brachte der Augsburger Religionsfriede des Jahres 1555 eine vorläufige Beilegung des Streites, als man den Fürsten zugestand, fortan die Konfession ihrer Untertanen zu bestimmen (cuius regio, eius religio), doch Deutschland blieb in zwei feindliche Lager gespalten, und die Kirche Roms setzte alles daran, diese Kluft zu verewigen. Es begann das Zeitalter der

Gegenreformation, das Werk des Jesuitenordens.

Nachdem die römische Kirche den ersten Schrecken über den „Abfall" der Deutschen überwunden hatte, sammelte sie ihre Kräfte zum Gegenangriff und drängte den Protestantismus in die Verteidigung. Die Kampftruppen zur Wiedergewinnung der verlorenen Positionen wurden die Jesuiten. Ihr Ordensgründer Ignatius von Loyola erkannte klar, was der Kirche nottat. Mit der Reformation war sie vor neue Aufgaben gestellt worden. Die Mönchsorden mit ihrem Ideal der klösterlichen Abgeschiedenheit entsprachen nicht mehr dem Geist der Zeit. Besonders die schmutzstarrenden Bettelmönche hatten sich überlebt. Darum schuf Ignatius, der ehemalige Offizier, einen Orden, der auf Klosterleben und Mönchstracht verzichtete. Als Streiter für den Katholizismus sollten seine Anhänger mitten in der Welt stehen. Gebildet und in allen Wissenschaften bewandert sollten sie Zugang zu den Salons und Fürstenhöfen finden und sich dort frei und geschickt bewegen. Soldaten der Gegenreformation sollten die Jesuiten werden, eine Kompanie ihre Formation, ein General ihr Führer. Dazu bedurfte es einer eingehenden Schulung und Erziehung, und Ignatius, der Baske, prägte einen ganz bestimmten Typus. Seiner fremden Rassenseele — die Basken gehören nicht zu den europäischen Rassen — entsprach das Erziehungsideal, das den denkbar größten Gegensatz darstellt zur innerlich freien soldatischen Haltung des Deutschen: der durch jesuitische Zucht willenlos gewordene und Rom fanatisch ergebene Priester.

Erstes Gebot des Jesuitenzöglings ist der unbedingte Gehorsam. Besondere Gehorsamsübungen, die vielfach Sinnloses fordern[30], sollen ihn zu einem gefügigen Werkzeug machen in der Hand seiner Oberen. Er soll sich, wie ein bekannter Vergleich sagt, willenlos führen und leiten lassen „wie ein toter Körper (quasi cadaver), der sich überall hintragen und sich behandeln läßt, wie immer man will oder wie ein Stab, welcher der führenden Hand überallhin und zu jedem Zweck widerstandslos dient". Zur beständigen Zucht des Geistes dienen die berüchtigten Exerzitien. Es sind raffiniert geleitete Seelenqualen in Ge-

stalt aufwühlender Predigten, die den jungen Menschen in den Zustand hysterischer Erregung versetzen, wo er dann sich einbildet, den „Gestank der Hölle zu riechen“ oder die „Flammen des Fegfeuers zu spüren“. Und soweit soll er ja nach dem Willen der Oberen gelangen. Er soll ferner täglich Buch über seine Sünden führen und dazu ein genaues Schema zugrundelegen. (Das Kontobuch mit der Soll- und Habenseite ist eine typisch jesuitische Erfindung und bis heute ein beliebter Vergleich der katholischen Kirche geblieben.) Vor allem aber muß der Jesuit dazu erzogen werden, ausschließlich seiner überstaatlichen Aufgabe zu dienen. Darum werden ihm alle Bindungen an Familie, Heimat, Muttersprache und Vaterland aus dem Herzen gerissen. Der Jesuit muß in der Lage sein, in jedem beliebigen Land oder Erdteil nur seiner Kirche zu leben, ohne durch die natürlichen Bande des Blutes gehemmt zu sein. In den Satzungen heißt es:

„Wir bekennen als Geist unseres Berufes, daß wir weder einen Vater, noch Verwandte, noch ein Vaterland haben[31]...“

und in den Constitutionen steht:

„Deshalb muß der Jesuit dafür sorgen, daß er alle blutsmäßige Zuneigung gegenüber seinen Blutsverwandten ablege, damit er, der der Welt und der eigenen Liebe tot ist, nur allein Christus, unserem Herrn, lebe und ihn an Stelle der Eltern, der Brüder und aller Dinge besitze.... Damit aber die Art des Redens der Art des Fühlens zu Hilfe komme, ist es ein heiliger Rat, daß sich die angehenden Jesuiten angewöhnen, nicht zu sagen, daß sie Eltern oder Geschwister haben, sondern daß sie Eltern und Geschwister hatten. Sie sollten sich dabei vorstellen, daß sie das nicht mehr haben, was sie verlassen haben, um Christus anstelle aller Dinge zu besitzen[32].“

Aus diesem Grunde führt der Jesuitenorden auch einen rücksichtslosen Kampf gegen die Muttersprachen zugunsten der lateinischen Universalsprache:

„Der Gebrauch des Lateinsprechens werde vor allem streng festgehalten. ...Daher sei der Gebrauch der Muttersprache in den sämtlichen Schulsachen niemals gestattet; man merke es sogar bei jenen an, die hierin nachlässig waren; eben darum spreche der Lehrer beständig lateinisch[33].“

Der französische Jesuit Jouvency behauptet in seiner „Lehr-

und Lernmethode" sogar, daß man durch zu vieles Lesen in der Muttersprache leicht „Schiffbruch an der Seele leiden" könne!

Alle Erziehung im Jesuitenorden geht demnach darauf hinaus, die Persönlichkeit zu vernichten, die einem Goethe das „höchste Glück der Erdenkinder" bedeutete. Loyolas Zuchtsystem ist darum der Inbegriff alles dessen, was im tiefsten Grunde antigermanisch ist[34].

Als 1540 der Jesuitenorden vom Papst Paul III. bestätigt war, stand seine Aufgabe fest: die Durchführung der Gegenreformation mit inquisitorischen Mitteln. Im Jahre 1542 wurde die Inquisition erneuert und der Kampf gegen den Protestantismus auf der ganzen Linie begonnen. Es wirkt albern, wenn die Jesuiten immer wieder erklären, die Gründung ihres Ordens hätte nichts mit der Bekämpfung des Protestantismus zu tun[35]. Schon ihre schamlosen Auslassungen über Luther und die Ketzerei strafen sie Lügen. In der zum hundertjährigen Bestehen des Ordens 1640 erschienenen Jubiläumsschrift heißt es, Luther sei

„Der Schandfleck Deutschlands, das Schwein Epikurs, der Verderber Europas, das für den Erdkreis unheilvolle Ungeheuer, der Auswurf Gottes und der Menschen[36]."

Dann nehme man den Wortlaut der Heiligsprechung des Ignatius 1623 durch Papst Urban VIII. Er besagt ausdrücklich, daß man in Ignatius den gottgesandten Kämpfer gegen die Ketzerei in den germanischen Ländern erblickte:

„Als Luther, jenes scheußlichste aller Ungeheuer und andere abscheuliche Unholde (pestes) durch ihre gotteslästerlichen Zungen in nördlichen Ländern die alte Religion, alle ihre Heiligkeit und die Verkündigung eines vollkommeneren Lebens zu verderben und zu entstellen und der Führung des apostolischen Stuhles zu entziehen trachteten, rief die unaussprechliche Güte und Barmherzigkeit Gottes den Geist des Ignatius von Loyola auf den Plan[37]."

Wer aber dann noch glaubt, die Jesuiten wollten die Ketzer in Frieden lassen, lese aus dem Jubiläumswerk von 1640 folgendes unmißverständliche Gelöbnis:

„Vergebens erwartet die Ketzerei, durch bloßes Stillschweigen Frieden mit der Gesellschaft Jesu zu erlangen. Solange noch ein Hauch des Lebens in uns ist, werden wir gegen die Wölfe zur Verteidigung der katholischen Herde bellen. Kein Friede ist zu hoffen, der Same des Hasses ist uns ein-

geboren. Was Hamilkar dem Hannibal war, das ist uns Ignatius. Auf sein Anstiften haben wir ewigen Krieg an den Altären geschworen[38]."

Diese Gesinnung erfuhr das deutsche Volk im 16. und 17. Jahrhundert zur Genüge. Schon auf dem Konzil zu Trient (1545 bis 1563) gewannen die Jesuiten die Führung. Zwei Schüler und Genossen des Ignatius hatten dort bei den Sitzungen die entscheidenden Stellen inne: der Spanier Salmeron als Eröffner und der spanische Jude Diego Lainez (Loyolas Nachfolger als Ordensgeneral!) als Schließer der Debatten[39]. Auf diesem Konzil hatte bereits der antigermanische Geist in der römischen Kirche gesiegt. Bei den letzten Abstimmungen standen

187 Italiener
31 Spanier und — 2 Deutschen und einem Engländer
29 Franzosen

gegenüber! Wahrhaftig nur noch eine „romanische Synode", wie v. Schubert feststellt. Die Romkirche war völlig in die Abhängigkeit des Jesuitenordens geraten und zu einer „jesuitischen Sekte" erniedrigt worden (Chamberlain). Das germanische Element aber war mit der Reformation aus der Leitung der Kirche ausgeschieden. Dafür nahm die Verjudung zu.

Wir führen hier das beachtliche Urteil eines katholischen Geistlichen über den Jesuitenorden und seine Verjudung an: Dr. theol. J. A. Kofler (pseudonym) erklärt in seiner Schrift „Katholische Kirche und Judentum" (München 1928, Eher):

„Lainez hat seinen Geist dem Orden und der neuen katholischen Kirche aufgeprägt, und insofern ... muß man von einer gewissen ... geistigen Verjudung derselben sprechen ... Seitdem (seit Lainez) nahm die Verjudung der katholischen Kirche auf geistigem und geistlichem Gebiete in bedauerlichem Maße zu ... Sie (die Kirche) ergab sich immer mehr und mehr dem Jesuitismus."

Überall in deutschen Landen zeigten sich jetzt die Jesuiten und trieben ihr unseliges Werk der Spaltung des deutschen Volkes. Wir finden sie als Beichtväter der Fürsten ebenso wie als Prinzenerzieher und gewandte Reisebegleiter. Sie leiten unsichtbar die Fäden der Kabinettspolitik im Dienste der überstaatlichen Kirche. Keine Tätigkeit bleibt ihnen unbekannt, und jedes, auch

das verwerflichste Mittel, wird geheiligt durch den Zweck. Der deutsche Kulturhistoriker Johannes Scherr kennzeichnet vortrefflich die vielseitige und gerissene Arbeit des Jesuiten:

„Er entwarf mit gleicher Geschicklichkeit Staatsverfassungen, Feldzugspläne und riesige Handelskombinationen. Er war ebenso gewandt im Beichtstuhl, Lehrzimmer und Ratssaal, wie auf der Kanzel und auf dem Disputierkatheder. Er durchwachte die Nächte hinter Aktenfaszikeln, bewegte sich mit anmutiger Sicherheit auf dem glatten Parkett der Paläste und atmete mit ruhiger Fassung die Pestluft der Lazarette ein. Aus dem goldenen Kabinette des Fürsten, den er zur Ausrottung der Ketzerei gestachelt hatte, ging er in die schmutztriefende Hütte der Armut, um einen Aussätzigen zu pflegen. Von einem Hexenbrande kommend, ließ er in einem frivolen Höflingskreise schimmernde Leuchtkugeln skeptischen Witzes steigen. Er war Zelot, Freigeist, Kuppler, Fälscher, Sittenprediger, Wohltäter, Mörder, Engel oder Teufel; wie die Umstände es verlangten." (Deutsche Kultur- und Sittengeschichte II, 2.)

Einer der bedeutendsten Vertreter dieser jesuitischen Gegenreformation war der aus Nymwegen stammende Petrus de Hondt, genannt Canisius († 1597), der erste Deutsche im Jesuitenorden. Süd- und Westdeutschland (Rheinland) waren die bevorzugten Stätten seiner geschäftigen Tätigkeit. Er wirkte in Köln und besonders in Wien als Provinzial des Ordens mit ungeheurem Erfolg und gewann noch größeren Einfluß als Berater Kaiser Ferdinands I. Die Kirche nennt Canisius wegen seiner Verdienste den „Zweiten Apostel Deutschlands", denn er hat ganze Städte und Provinzen wieder in die Botmäßigkeit der Kirche zurückgeführt. Man glaube indes ja nicht, daß diese „Bekehrungen" freiwillig und friedlich vor sich gegangen seien (genau so wenig wie unter dem „ersten Apostel der Deutschen", Bonifatius). Einmal wurden unsere Vorfahren jener Zeit gar nicht um ihre Meinung in religiösen Dingen gefragt, denn der Fürst bestimmte den Glauben seiner Untertanen — zum andern vertrat der Jesuitenorden genau wie die mittelalterliche Kirche den Grundsatz der gewaltsamen Bekehrung und sogar Tötung der Ketzer. Der 1930 unter Pius XI. heiliggesprochene italienische Kardinal und Jesuit Bellarmin (1542—1621) hat dieses Recht der Kirche auf Beseitigung der Ketzer theologisch begründet:

„Folgende Gründe sprechen für die Tötung der Ketzer: erstens schaden

sie ihren Nächsten mehr als irgendein Pirat oder Räuber, da sie Seelen töten. ...dann ist den meisten von ihnen die Todesstrafe von Nutzen. Viele nämlich, die die Straflosigkeit abgestumpft hatte, werden durch die bevorstehende Todesstrafe aufgerüttelt, darüber nachzudenken, welcher Ketzerei sie nachhängen, und danach zu trachten, ihr gegenwärtiges Leben nicht elend zu beschließen, sondern zur künftigen Seligkeit zu gelangen. -- Endlich wird den verstockten Ketzern eine Gnade zuteil, wenn sie aus diesem Leben fortgeholt werden. — Denn je länger sie leben, desto mehr Irrlehren sinnen sie aus, desto mehr Seelen verderben sie und in desto größere Verdammnis stürzen sie sich." (Nach Mirbt § 499—504[40].)

So konnte die Inquisition und mit ihr das Mittelalter neu aufleben. Bis zum heutigen Tage sind die damals durchs Land ziehenden „Seligmacher", die die Menschen mit Gewalt zum katholischen Glauben zurückzwangen, unvergessen geblieben. Man lese folgende Schilderung aus Gust. Freytags „Dreißigjähriger Krieg", um sich ein Bild von dem Treiben dieser frommen Bekehrer zu machen:

„Aber noch nicht genug. Weite Territorien traf eine Plage ganz anderer Art, die religiöse Verfolgung. Sie wurde von der kaiserlichen Partei fast überall geübt, wo sie sich festgesetzt hatte. Den Heeren folgte ein Haufen Bekehrer, Jesuiten und Bettelmönche, auf dem Fuße. Diese verrichteten ihr Amt mit Hilfe der Soldaten. Wo der Katholizismus noch einen Boden hatte, wurden die Führer der protestantischen Partei weggefegt, vor allen die Seelsorger. Am gründlichsten in den Provinzen, in denen der Kaiser selbst Landesherr war. Viel war dort schon vor dem langen Kriege geschehen, aber noch war beim Anfang des Krieges in Oberösterreich, Mähren, Böhmen und Schlesien die politische Majorität, die rührigste Intelligenz, die Mehrzahl der Gemeinden evangelisch. Da wurde gründlich gebessert. Bürger und Landvolk wurden scharenweise durch die Soldaten in die Beichte getrieben; wer — oft nach Gefängnis und Körperqualen — seinen Glauben nicht aufgeben wollte, mußte das Land verlassen und viele, viele Tausende taten das; es wurde als Gnade betrachtet, wenn den Flüchtlingen eine unzureichende kurze Frist zum Verkauf ihrer beweglichen Habe gelassen wurde."

Damals entstand die bis heute im Volk gebräuchliche Redensart: „Den werden wir schon noch katholisch machen." Doch denken die wenigsten mehr an die vielsagende geschichtliche Wahrheit, die darin steckt. Angesichts solcher Tatsachen muß endlich die gedankenlose Behauptung schwinden, daß Luther die Schuld trage an der deutschen Glaubensspaltung. Nicht Luther, zu dessen

Werk sich neun Zehntel des Volkes (auch in Österreich!) bekannten, ist der Stifter der deutschen Zwietracht, sondern jene Sendlinge Roms, die niemand ins Land gerufen hatte, und die sich mit Gewalt eindrängten, ihre Drachensaat zu säen!

Und diese Saat ging furchtbar auf. Es kam der Dreißigjährige Krieg, der Deutschland um der Dogmen und Abendmahlsfragen willen ein Menschenalter lang in blutiges Chaos stürzte. Und wieder war es unser Verhängnis, daß während dieser Zeit volksfremde, der römischen Kirche blind ergebene Habsburger an der Spitze des Reiches standen. Die fanatischen Katholiken Ferdinand II. und der III. haben durch ihre einseitige Parteinahme Deutschland unsagbaren Schaden zugefügt. Ihr stärkster Bundesgenosse war das Haupt der katholischen Liga, der Bayernherzog Maximilian. Er erhielt für seine Hilfe 1623 die Kurwürde zugesprochen. Der Papst hatte ebenfalls in den Krieg eingegriffen durch Zahlung von Hilfsgeldern (!). Zum Dank dafür überließ ihm Maximilian nach der Besetzung von Heidelberg die dortige wertvolle Bibliothek[41]. Im weiteren Verlauf des Krieges erleichterte oft die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Protestanten dem Gegner das Spiel, bis zuletzt Gustav Adolf durch seinen glänzenden Siegeszug der Sache des Protestantismus wieder aufhalf. Je länger das Ringen währte, desto mehr spielten politische Erwägungen mit, ließen sich doch auf Kosten des gequälten deutschen Volkes billige Eroberungen machen. Als Frankreich unter Kardinal Richelieu in den Krieg eintrat und sich mit den ketzerischen Schweden gegen den erzkatholischen Kaiser verband, konnte von einem „Glaubenskrieg" nicht mehr die Rede sein. Der Kardinal sah nur die Rheingrenze, und die war wohl ein Bündnis mit den „Ketzern" wert. Die Reformation war zu einer europäischen Frage geworden, in die alle politischen Händel hineingezogen wurden. Keiner war mehr neutral, und auf deutschen Schultern wurden alle Kämpfe ausgetragen. Als man endlich zu den Friedensverhandlungen schritt, hatte weder die katholische noch die protestantische Partei gesiegt. Das Reich aber lag vernichtet und schied für die nächsten 200 Jahre als Machtfaktor aus der europäischen Politik aus. Die Romkirche hatte teilweise ihre Stellungen wiedergewonnen,

blieb aber unzufrieden, denn durch die Bestimmung des Westfälischen Friedens, die für beide Konfessionen den Besitzstand vom Jahre 1624 festsetzte, mußte die Kirche viel erobertes Gut wieder herausgeben. Der Grundsatz, daß die Fürsten den Glauben ihrer Untertanen bestimmten, stärkte die protestantischen Staaten und gab ihnen die nötige innere Geschlossenheit. Allerdings standen diesen gegenüber die katholischen Staaten, abgeriegelt gegen die neue Zeit, als Hochburgen der Reaktion, oder (wie Baeumler so treffend sagt), als „Naturschutzparks des Mittelalters[42]".

So war der Papst Innozenz X. mit dem Ergebnis des Westfälischen Friedens denkbar unzufrieden und erließ 1648 eine Bulle, in der er alle Artikel, die die Kirche betrafen, verdammte:

„Aus reiflicher Überlegung und aus unsrer apostolischen Machtfülle erklären Wir, daß diese Artikel, sofern sie der katholischen Religion und dem Apostolischen Stuhle auch nur die geringste rechtliche Last oder Benachteiligung bringen, null und nichtig, unbillig, ungerecht, verdammt, verworfen sind, und daß niemand zum Halten derselben verpflichtet ist, auch wenn sie mit einem Eide bekräftet sind[43]."

Wir sehen daraus, daß die Kirche nicht abließ, ihre Macht über den Staat zu fordern. Wohl waren die Zeiten eines Innozenz III. oder Bonifaz VIII. dahin, wo man offen den Papst über alle Könige und Kaiser stellte; im geheimen aber ging die Kirche kein Jota von den alten Forderungen ab. Der Zeit entsprechend erfand der Jesuit Bellarmin die Kompromißthese von der Gewalt des Papstes über das Zeitliche (Weltliche):

„Der Kirchenstaat muß vollkommen sein ... darum braucht er alle zur Verfolgung seines Zieles notwendige Macht. Zu seinem geistlichen Ziele ist aber erforderlich die Gewalt, auch über weltliche Angelegenheiten zu verfügen, da andernfalls schlechte Fürsten ungestraft Ketzer begünstigen und die Religion verderben könnten; darum kommt ihm (= dem Papst) auch diese Gewalt (= über das Zeitliche) zu. Es ist Christen nicht erlaubt, einen ungläubigen oder ketzerischen König zu dulden, wenn jener versuchen sollte, seine Untertanen zu seiner Ketzerei oder gar zu seinem Unglauben zu verführen ... also ist es des Papstes Sache, ob ein König abzusetzen ist oder nicht." (Nach Mirbt § 499—504.)

Man sieht, es sind noch die alten Grundsätze, wie sie Gregor VII. in seinem Dictatus papae (vgl. S. 36) einst verkündet hatte, nur

jesuitisch verbrämt. So war die Kirche ungewandelt aus der Reformation hervorgegangen.

Der romfreie Raum[44]

Deutschlands Schicksal wurde fortan nicht mehr bestimmt durch die römische Kirche und die ihr ergebenen Fürsten. Die entscheidenden Taten gingen aus von den protestantischen, d. h. romfreien Ländern. Hier allein herrschte Toleranz und Geistesfreiheit, hier nur konnten die Wissenschaften blühen und ungebrochene Persönlichkeiten wachsen. Zum Vorbild aller wurde der Hohenzollernstaat Brandenburg-Preußen. Seit 1539 waren seine Fürsten Protestanten (Joachim Hektor). Als Johann Sigismund 1614 vom lutherischen Bekenntnis zum reformierten übergetreten war, machte er durch ein Edikt ausdrücklich bekannt, daß er „zu diesem seinem Bekenntnis keinen Untertan öffentlich oder heimlich zwingen, sondern den Kurs und Lauf der Wahrheit Gott allein befehlen wolle". So war und blieb bei den Hohenzollern der Staat eine Stätte der Gewissensfreiheit und Duldung jeglichen Glaubens. Bekanntlich nahm der Große Kurfürst die unter dem „allerchristlichsten König" Ludwig XIV. verfolgten Hugenotten in sein Land auf, wo sie bald als fleißige Handwerker und Kaufleute sich zum Segen des Staates auswirkten. Im Jahre 1672 schloß der Große Kurfürst mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Jülich-Berg den einzigartigen Religionsvergleich für die jülich-cleveschen Erblande, der bewirkte, daß Katholiken, Lutheraner und Reformierte seitdem friedlich nebeneinander leben konnten. Der Soldatenkönig, nicht minder tolerant als seine Vorgänger, rief die Salzburger Protestanten zu sich, denen der Bischof Firmian das Leben unerträglich gemacht hatte. Eine der ersten Regierungshandlungen des Soldatenkönigs aber war die Abschaffung der Hexenprozesse gewesen (1714), jener furchtbarsten Erscheinung menschlichen Aberglaubens und geistiger Verirrung. Sein großer Sohn Friedrich II. verbot bei Regierungsantritt die Folter und setzte dadurch einen weiteren Markstein in der Geschichte der menschlichen Kultur. Ihm war alles verhaßt, was nach Gewissenszwang und starrem Dogmatismus aussah. Weltbekannt sind die Worte, die

er über die Freiheit der Bekenntnisse schrieb, als das geistliche Departement 1740 die Auflösung einer Schule für katholische Soldatenkinder empfahl:

„Die Religionen müssen alle toleriert werden und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch tue, denn hier muß jeder nach seiner Façon selig werden[45]."

Friedrich der Große war der bedeutendste Vorkämpfer jener neuen Geistesrichtung, die wir die Aufklärung nennen. Unter seiner Regierung konnte sich freies Denken, Philosophie und Wissenschaft ungehindert entfalten. Diese Gesinnung verband Friedrich mit den besten Geistern seiner Zeit weit über die Grenzen Preußens hinaus. So erklärt sich auch seine Freundschaft mit dem Franzosen Voltaire, der in seinem Lande denselben Kampf führte gegen Aberglauben, Dogma und Intoleranz. Unter den Geistern der Aufklärung ist in erster Linie der Philosoph Leibniz zu nennen, der schon 1700 die Akademie der Wissenschaften gegründet und dem neuen Denken die rechte deutsche Tiefe gegeben hatte. Leibniz' Ideen in volkstümlicher Form weiten Kreisen des Bürgertums zugänglich gemacht zu haben, ist das Verdienst des Christian Wolff. So erfuhren die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse ihre philosophische Durchdringung und Auswertung, und ein neues vernunftgemäßes und wissenschaftlich fundiertes Denken nahm seinen Weg zum Volk. Es war eine revolutionäre Tat, als Christian Wolff seine Vorlesungen an der Universität Halle erstmalig in deutscher Sprache zu halten wagte, wie es von unschätzbarem Wert war, daß er deutsche Fachausdrücke für die Philosophie prägte. Die orthodoxen Pietisten Halles (auch im Protestantismus hat es immer Engstirnigkeit genug gegeben) bekämpften jedoch den freigesinnten Mann so lange, bis König Friedrich Wilhelm I. ihrem Drängen nachgab und Wolff seines Amtes enthob. Friedrich der Große rief ihn sofort nach seiner Thronbesteigung nach Halle zurück, was ein äußeres Zeichen für den Sieg der Aufklärung bedeutete. Das alles war aber nur möglich in jenem deutschen Bereich, der durch die Reformation Luthers frei geworden war von römisch kirchlicher Bevormundung. Friedrich selbst bekennt am Ende seines Lebens:

„Nur in der geheiligten Freistätte der in protestantischen Staaten eingeführten Duldung hat sich die menschliche Vernunft entwickeln können und konnten Weise die Philosophie kultivieren." (1776.)

So verdankt das Abendland den Männern der Aufklärung unendlich viel: Sie haben einen siegreichen Kampf geführt gegen Dummheit und frommen Trug, gegen Hexenwahn und Folter für Geistesfreiheit und Menschenwürde. Sie haben uns vor jesuitischen Fesseln geistiger Sklaverei bewahrt und aus der Enge der mittelalterlichen Kirche hinausgeführt in die lichte Weite germanischer Freiheit. (Natürlich darf dabei nicht übersehen werden, welche Gefahren vor allem die französische Aufklärung uns brachte, als unter dem Einfluß der französischen Geister von 1789 diese Bewegung ins Weltbürgerliche und Internationale geriet. Da wurde aus dem edlen Kampf um Freiheit und Menschenwürde das Pöbelgeschrei nach hemmungsloser Freiheit und unterschiedsloser Gleichheit; aus einem vornehmen Gottglauben eines Friedrich des Großen, der sich frei von konfessioneller Enge gehalten hatte, wurde der Haßgesang gegen jegliche Religion, und aus dem Bekenntnis zum führenden Staat die Verneinung aller Ordnung: die Demokratie.)

Romkirche und Nationalismus

Die Romkirche hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen schweren Stand, und ihr Ansehen schwand zusehends dahin. Überall entstanden nationalkirchliche Bewegungen, die ihr zu schaffen machten: der Gallikanismus in Frankreich, der Josefinismus in Österreich und der Febronianismus in Deutschland.

In Frankreich hatten die Könige seit langem die französischen (gallikanischen) Interessen vor die römisch-päpstlichen gestellt, und häufig hatte dabei die römische Kurie den kürzeren gezogen. Der Kampf zwischen Bonifaz VIII. und Philipp dem Schönen zeigt dies deutlich. Unter Ludwig XIV. gab es neue Auseinandersetzungen mit der Kurie. Wohl war Ludwig der „allerchristlichste König" und Feind der Protestanten. Er hatte das unter Heinrich IV. erlassene Toleranzedikt von Nantes (1598) im Jahre

1685 aufgehoben und als treuer Sohn seiner Kirche auf Anstiften des Jesuiten La Chaise die Hugenotten aus dem Lande getrieben. Was jedoch innerkirchliche französische Angelegenheiten betraf, war er unerbittlich. Es entsprach seinem gesteigerten Hang zum Absolutismus, daß er sich auch als Gebieter seiner gallikanischen Kirche betrachtet sehen wollte. So kam es zum Konflikt mit Rom. Da ließ Ludwig 1682 eine Kirchenversammlung des französischen Klerus berufen, welche die berühmten von Bischof Bossuet verfaßten „Vier Artikel" verkündete:

„Ein allgemeines Konzil steht über dem Papste. Die päpstliche Gewalt erstreckt sich nur auf geistliche Dinge.

Könige können nicht durch den Papst abgesetzt, ihre Untertanen nicht vom Treueid entbunden werden..."

Chamberlain sagt: „Es ist wohl selten ein katholischer König so rücksichtslos bei jeder Gelegenheit gegen die Person des Papstes vorgegangen." Dennoch war Frankreich immer die „treueste Tochter" der katholischen Kirche, und das Papsttum ließ den französischen Nationalismus selbst in seiner schlimmsten chauvinistischen Entartung gewähren, blieb doch Rom der katholischen Gesinnung des Volkes gewiß. Gefährlich für die Weltkirche waren immer nur die, die „protestierten" und an den Grundfesten der Kirche rüttelten. Zu ihnen gehört Josef II., der bedeutendste unter den habsburgischen Kaisern. Er war ein begeisterter Anhänger der Aufklärung und Bewunderer Friedrichs des Großen. Darum sollte auch in den Erblanden nach seinem Willen die Herrschaft der Kirche gebrochen werden und die neue Geistesfreiheit ihren Einzug halten. In stürmischem Tatendrang suchte er die wenigen Jahre, die ihm zur Regierung verblieben, für sein gewaltiges Reformwerk zu nutzen. Zuerst erließ er das Toleranzedikt vom Jahre 1781, das den nichtkatholischen Untertanen die religiöse Gleichstellung gewährte. Dann verfügte Josef II. die Aufhebung von mehr als einem Drittel aller Klöster (700 an der Zahl). Für die restlichen 1300 wurde die Staatsaufsicht eingeführt, desgleichen für das Schulwesen. Der Verkehr der Geistlichen mit Rom erfuhr eine starke Beschränkung, und die Verkündigung päpstlicher Erlasse von der Kanzel wurde von der kaiserlichen Zustimmung abhängig gemacht. Zudem wurde

den jungen Theologen der Besuch des jesuitischen Collegium Germanicum in Rom verboten. Dieses Collegium Germanicum war 1552 von Ignatius von Loyola gegründet worden und diente dazu, die aus dem germanischen und ungarischen Bereich kommenden begabten Kleriker im römisch-jesuitischen, d. h. antigermanischen Geist zu erziehen, um sie dann als Professoren und Bischöfe wieder in ihre Heimat zu entsenden. Da wurde es Rom denn doch zuviel, und Papst Pius VI. sah sich 1782 veranlaßt, durch eine persönliche Reise nach Wien die Zurücknahme dieser Verordnungen zu erwirken. Vergebens! Seine Heiligkeit mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Doch Rom konnte abwarten; denn diese so wohlgemeinten Reformen des deutschgesinnten Habsburgers waren zu überstürzt, um von Dauer zu sein. Was in Preußen dem Kaiser vorbildlich erschienen war, war das Ergebnis einer langen Entwicklung in einem romfreien Raum gewesen — hier in den habsburgischen Erblanden aber befand man sich im romgebundenen Bereich, wo ein in geistiger Unfreiheit erzogenes, der Kirche blind gehorchendes Volk noch nicht reif war für eine solche Wandlung. So mußten die Reformen scheitern.

Auch bei den deutschen Bischöfen war das Papsttum gegen Ende des 18. Jahrhunderts in seinem Ansehen gesunken. Das französische Beispiel der Verkündigung der gallikanischen Grundsätze hatte Schule gemacht. Im Jahre 1763 veröffentlichte der Trierer Weihbischof Nicolaus von Hontheim unter dem Pseudonym „Febronius" ein Buch „Über den Stand der Kirche" (de statu ecclesiae), das keineswegs papstfreundlich war. Alle Bischöfe, hieß es da, hätten die gleiche Gewalt, und der Bischof von Rom, der Papst, habe nur einen Ehrenvorrang in der Kirche, aber keine höhere Gewalt, er sei nur der „Erste unter Gleichen" (primus inter pares). Bald darauf gab Rom durch eine Maßnahme den Anlaß zu einer beachtlichen Kundgebung deutscher Bischöfe im febronianischen Sinne: Im Jahre 1785 wurde nämlich in München eine päpstliche Nuntiatur errichtet[46]. Daraufhin traten 1786 die Erzbischöfe von Salzburg, Köln, Mainz und Trier in Bad Ems zusammen und entwarfen ein kirchenpolitisches Programm von 23 Artikeln — die sogenannte Emser

Punktation —, in dem die päpstlichen Rechte zugunsten der bischöflichen Befugnisse eingeschränkt wurden. Der Papst, lautete es da, stehe unter einem allgemeinen Konzil, die Bischöfe aber hätten ihre Würde von Gott und nicht vom Papst.

Der Jesuitenorden hatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die gerissenen politischen Machenschaften seiner Vertreter dem Papsttum viele Unannehmlichkeiten bereitet und wesentlich dazu beigetragen, das Ansehen der römischen Kirche überall herabzusetzen. Vor allem hatte in den romanischen Ländern die „vielseitige" Tätigkeit der Jünger der „Gesellschaft Jesu" die Empörung des Volkes wachgerufen. In Portugal hatte ihr politisches Treiben zu rücksichtsloser Ausweisung geführt (1757). Sie wurden als „Verräter und Rebellen" gebrandmarkt. Etwas diplomatischer war Spanien verfahren. Haussuchungen bei den Jesuiten hatten dort den Verdacht des Hochverrates ergeben, und der König verfügte daraufhin 1767 ihre Ausweisung. Man lud 6000 spanische Jesuiten auf Schiffe und setzte sie an der Küste des Kirchenstaates aus. Auch Friedrich II. von Preußen schritt gegen die Jesuiten ein. Er verbannte sie aus der Grafschaft Glatz, da sie der Verräterei gegen ihn bezichtigt worden waren. Am tollsten aber war die Empörung gegen die Jesuiten in Frankreich. Dort hatte der Pater La Valette ein riesiges Handelsunternehmen gegründet. Auf der Insel Dominique besaß der Orden Pflanzungen, die mit Sklaven bewirtschaftet wurden. Mit den Produkten Zucker und Kaffee betrieb La Valette ein großartiges Geschäft. Aber Unglück und schlechte Spekulation führten zum Zusammenbruch des Unternehmens. Es wurde bekannt, daß eineinhalb Millionen Wechselschulden beim Bankhaus Lioncy in Marseille standen. Ein allgemeiner Finanzskandal war die Folge, zumal sich die Schulden sogar noch als höher herausstellten. Die Pariser Ordensprovinz machte den Pater und seine Mission in Dominique allein haftbar. Das Pariser Parlament aber hielt sich an den Ordensgeneral. Schließlich führte der Skandal zur Einziehung der Ordensgüter (1762) und zur Aufhebung der Gesellschaft Jesu in Frankreich. Der Orden und seine Handlungsweise wurde öffent-

lich als „sittlich schlecht und gefährlich für Staat und Kirche" gebrandmarkt.

Diese Vorkommnisse veranlaßten dann Papst Klemens XIV. im Jahre 1774 den Orden aufzuheben mit der Begründung, daß die Jesuiten u. a. „an einer Reihe von Tumulten und Unruhen in katholischen Ländern schuld" seien und der „Orden nicht mehr in der Lage sei, den Nutzen zu bringen, zu dem er gestiftet wurde". Die Verfügung schloß mit den bezeichnenden Worten: „Solange der Jesuitenorden existiert, wird die Kirche keinen wahrhaften und dauernden Frieden genießen."

So war das Ansehen der Kirche Stufe um Stufe herabgesunken. Von der weltbeherrschenden Stellung des 13. Jahrhunderts war nichts mehr übriggeblieben. Im Jahre 1797 erfolgte dann der Verlust großer Teile des Kirchenstaates an die französische Republik. 1809 unter Napoleon wurde sogar der ganze Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt. Den dadurch herausgeforderten Kirchenbann beantwortete Napoleon mit der Gefangensetzung des Papstes (Pius VII.). Weitere Demütigungen für das Papsttum waren die unausbleibliche Folge. Hinzu kamen noch die Auswirkungen der französischen Revolution mit ihrer ausgesprochenen Kirchenfeindlichkeit und im Reich die Säkularisation 1803, die mit einem Schlag alle Kirchenstaaten beseitigte (und Deutschland besaß deren nicht weniger als hundert!!) und deren Besitz verstaatlichte. Die Kirche hat damals eine gar schmerzliche Einbuße an weltlicher Macht erlitten. Der Papst aber hatte um 1800 nicht nur im staatlichen Bereich, sondern auch innerhalb seiner Kirche jegliche Autorität verloren (man denke nur an die gallikanischen Forderungen und die Emser Punktation), und das Ende der päpstlichen Macht wurde allgemein vorausgesagt[47].

»Zurück zum Mittelalter«

Staat und Kirche in der neuesten Zeit. Bis 1918

Doch die Entwicklung verlief anders. Die Papstkirche nahm im 19. Jahrhundert einen unerwarteten Aufstieg. Sie gewann neue Machtstellungen und benutzte diese, um die unduldsamen Verhältnisse früherer Jahrhunderte wieder herzustellen. Rückkehr zum Mittelalter war das unverhohlene Ziel des jesuitischen Geistes. Leider hat eine falsch angebrachte deutsche Duldsamkeit im vergangenen Jahrhundert noch dazu beigetragen, dieses gegenreformatorische Streben der Kirche zu erleichtern.

Die Neuentwicklung der Kirche begann mit dem Jahre 1814, als auf dem Wiener Kongreß im Zuge der Neuordnung Europas dem Papst der Kirchenstaat zurückgegeben wurde. Die versammelten Fürsten sahen im Papst einen legitimen Herrscher ihresgleichen und in der das Volk unmündig haltenden Kirche die beste Stütze ihrer Throne. (Man denke an die Heilige Allianz.) Und doch wäre gerade damals die Zeit günstig gewesen für eine Befreiung Deutschlands vom römischen Joch. Der Konstanzer Domdechant Freiherr von Wessenberg erstrebte nämlich eine deutsche Nationalkirche und wurde zum Wortführer einer antirömischen Bewegung. Fürstprimas Dahlberg hatte bereits Wessenberg zum Koadjutor berufen, und der badische Großherzog lieh der Bewegung seine Unterstützung. Nun sollte der Wiener Kongreß die Erfüllung bringen. Die Fürsten verstanden indes nicht die Zeichen der Zeit. Sie wollten jeden Streit mit der Kirche vermeiden. So kam die Wessenbergbewegung nicht zum Sieg. Das Trachten der deutschen Katholiken, von Rom frei zu werden, brach sich jedoch im Laufe des Jahrhunderts immer wieder in neuen „Los von Rom-Bewegungen" Bahn.

Das Jahr 1814 brachte auch die Rückkehr der Jesuiten. Der „Dulderpapst" Pius VII. erlaubte ihren Orden wieder, und 1818 lebte auch das berüchtigte Collegium Germanicum wieder auf, um aus „Germanen" „Germaniker", d. h. willenlose Produkte des römischen Jesuitismus zu machen. Im Jahre

1854 feierte dieser antigermanische Geist einen besonderen Triumph: Papst Pius IX. erhob die jesuitische Lieblingslehre von der unbefleckten Empfängnis Mariens zum Dogma. Das Abraten der Mehrzahl der Bischöfe der Kulturländer war vergebens gewesen. Wir beginnen erst heute zu begreifen, welch unerhörte Entehrung die deutsche Frau und Mutter dadurch erfahren mußte, daß die Kirche jene eine Frau als die einzig reine und makellose hinstellte. Jede Mutterschaft wurde fortan mit dem Vorwurf der Sünde belastet. Dieses Dogma bedeutete dem germanischen Sittlichkeits- und Moralgefühl einen Schlag ins Gesicht[1]. Ein Jahrzehnt später (1864) brachte der Syllabus errorum desselben Papstes die offene Absage der Kirche an den modernen Staat und seine Kultur. In einer Zusammenstellung von 80 Sätzen verurteilte hier der Papst die „hauptsächlichsten Irrtümer unserer Zeit", insbesondere die moderne Anschauung über den Staat und seine Stellung zur Kirche, sowie die staatliche Auffassung über die Ehe. Der Syllabus rief eine lange Zeit dauernde Empörung hervor. Für uns bedeutet er das wichtigste Dokument für die Beurteilung der heutigen römischen Kirche. Sell hat treffend gesagt, was ungeschminkt gesehen (gewissermaßen aus dem Negativen ins Positive übersetzt) der Inhalt dieser päpstlichen Erklärung ist:

„Von Rechts wegen sollte im Staate überhaupt nur eine Religion, die katholische herrschen, denn sie ist die einzig echte Religion, sie ist das Christentum. Die katholische Kirche ist eine vom Staat völlig unabhängige, ihm übergeordnete Gewalt.... Der Papst hat in der Kirche die Stellung eines völlig freien Fürsten zu beanspruchen von Gottes wegen und bedarf dazu auch einer weltlichen Herrschaft. Entsteht ein Konflikt zwischen Kirchengewalt und Staatsgewalt, so hat vor der Kirche die Staatsgewalt zu weichen. Das geistliche Recht geht immer vor. Zwischen Kirche und Staat geschlossene Verträge können vom Staat allein, also einseitig, nie gelöst werden.... Alle (christlichen) Könige und Fürsten stehen irgendwie unter der Jurisdiktion der Kirche.... Zwar gilt ausdrücklich der Grundsatz, daß man den rechtmäßigen Fürsten nicht den Gehorsam versagen darf. Aber der Papst hat sich die Prüfung vorbehalten, welche Fürsten rechtmäßig sind....

Was den politischen Sätzen des Syllabus das Gepräge gibt, ist also die grundsätzliche Bestreitung der politischen Souveränität des Staates[2]."

Die Ereignisse im „Kulturkampf" bewiesen später deutlich, daß Rom ernstlich gewillt war, die Forderungen des Syllabus — die Professor Koch die „Kriegserklärung an den modernen Staat" nennt — in die Tat umzusetzen. Vorher aber setzte das Vatikanische Konzil (1869/70) allem die Krone auf: Papst Pius IX. verkündete das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes:

„Wir erklären es als einen von Gott geoffenbarten Glaubenssatz: daß der römische Papst, wenn er von seinem Lehrstuhl aus (ex cathedra) spricht..., eine von der gesamten Kirche festzuhaltende, den Glauben oder die Sitte betreffende Lehre entscheidet, vermöge des göttlichen, im heiligen Petrus ihm verheißenen Beistandes, jene Unfehlbarkeit besitzt, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche in Entscheidung einer den Glauben oder die Sitte betreffenden Lehre ausgestattet wissen wollte.... So aber jemand dieser unserer Entscheidung, was Gott verhüte, zu widersprechen wagen sollte: der sei im Banne." (Vgl. Mythus, S. 181.)

Das war wohl das stärkste, was die Kirche je dem freien germanischen Geist zuzumuten gewagt hatte. Die schärfsten Proteste wurden laut, denn alle einsichtigen Männer waren sich darüber klar, daß es einen Wahnwitz bedeutete, einen Menschen zum unfehlbaren Gott zu erklären. Selbst Windthorst, der ultramontane Zentrumsführer, lehnte das Dogma innerlich ab und erkannte in seinem Grimm ganz richtig die Jesuiten als die Urheber des Unheils. Doch der Kirche gelang es, wie immer durch brutalen Zwang die Seelen wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Die Proteste verstummten nach und nach, und nur wenige Männer, wie Ignaz Döllinger, blieben aufrechten Sinnes und standhaft in der Ablehnung des entehrenden Dogmas. Döllinger wurde exkommuniziert, seine Anhänger trennten sich von Rom und gründeten 1871 in München die altkatholische Bewegung. Von den vielen hundert protestierenden Geistlichen waren zuletzt 28 übriggeblieben (nebst einigen Professoren), die den einzig möglichen Weg, den auch Luther gegangen war, zu beschreiten den Mut hatten: den Weg los von Rom. Die anderen ließen sich knechten. „Damit ist das römisch-jesuitische System der Persönlichkeitsvernichtung vollendet worden... Das Vatikanum bedeutete den Bruch der letzten Charaktere in der damaligen Kirche" (Rosenberg).

Wie berechtigt es ist, das Unfehlbarkeitsdogma als reine Papstvergottung zu betrachten, mögen die folgenden Äußerungen katholischer Blätter beweisen:

Schon 1868, als das Dogma in Vorbereitung war, schrieb die „Civilta cattolica": „Wenn der Papst denkt, so denkt Gott in ihm." — 1913 stand in einem katholischen Pfarrblatt: „Für uns ist der Papst ein Sakrament, d. h. der wiederum fleischgewordene Jesus, der im Herzen seiner Kirche lebt, um sie zu behüten und zu leiten." Pius IX. selbst aber bekannte: „Die Tradition bin ich... bewahre du, mein Jesus, die Herde, welche Gott dir und mir gegeben hat."

Die Kämpfe dieser Kirche mit dem Staat konnten nicht ausbleiben. Die ersten Konflikte entstanden 1825 mit dem preußischen Staat in der Frage der konfessionsverschiedenen Ehen. Sie führten 1834/35 zu dem bekannten Kölner Kirchenstreit. Die katholische Kirche hatte eine Einsegnung konfessionsverschiedener Ehen nur dann vorgenommen, wenn vertraglich die Erziehung der Kinder in der katholischen Konfession zugesichert war. Der preußische Staat war dagegen der Ansicht, daß die ehelichen Kinder im Bekenntnis des Vaters erzogen werden müssen. Als dieser für den Osten Preußens längst geltende Grundsatz im Jahre 1825 durch königliche Kabinettsorder auch auf die westlichen Gebiete übertragen wurde, war der Konflikt mit der Kirche da. Viele Pfarrer verweigerten die Einsegnung solcher Ehen und widersetzten sich somit der staatlichen Anordnung. Verhandlungen zwischen dem Staat und der römischen Kurie führten 1830 zu einem päpstlichen Breve an die Bischöfe von Köln, Trier, Paderborn und Münster, wonach die Geistlichen angewiesen wurden, eingegangene Ehen, in denen die Erziehung der Kinder im katholischen Glauben nicht gewährleistet war, zwar als gültig anzuerkennen, aber ausdrücklich die Erteilung des kirchlichen Segens zu verweigern und nur passive Assistenz zu leisten. Da aber die preußische Regierung 1834 mit dem Kölner Erzbischof Graf Spiegel ein Geheimabkommen schloß, wonach auch in genannten Fällen die kirchliche Einsegnung vorgenommen werden sollte, war der Staat vorübergehend aller Schwierigkeiten enthoben. Ein Jahr darauf

starb jedoch Graf Spiegel, und sein Nachfolger Droste-Vischering erklärte, sich nur an das päpstliche Breve und nicht an das Geheimabkommen halten zu wollen. Als alle Versuche einer gütlichen Einigung zwischen Regierung und Bischof gescheitert waren, sah sich die preußische Regierung gezwungen, gegen Droste-Vischering einzuschreiten. Er wurde 1837 unter der Anklage des Landesverrates verhaftet und nach Minden in Festungshaft gebracht. Papst Gregor XVI. erhob gegen die Verhaftung feierlichen Protest. In diesem Kampf mit dem Staat aber blieb die Kirche Siegerin. Der preußische König Friedrich Wilhelm III., der schon immer der katholischen Kirche sein besonderes Wohlwollen entgegengebracht hatte, lenkte in der Frage des Kölner Kirchenstreites kurz vor seinem Tode ein. Der Staat hatte das Spiel verloren. Die Großzügigkeit des Königs gegenüber Rom kennzeichnet am besten der Ausspruch eines römischen Prälaten, welcher lautet: „Wir haben nicht mit einem protestantischen König, sondern mit dem Erben des großen Theodosius (!) verhandelt“ (vgl. S. 15).

Als ihm 1840 sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. in der Regierung gefolgt war, nahm diese Kirchenfreundlichkeit noch zu. Von jetzt an konnte die römische Kirche gar keinen wärmeren Freund als den protestantischen (!) König finden. Dieser „Romantiker auf dem Thron“ war wie alle Romantiker von einer starken Vorliebe für die mittelalterliche (katholische) Kirche beseelt und sah in ihr eine „konservative Macht“. Er gab in der Kölner Angelegenheit auf der ganzen Linie nach: der Erzbischof wurde von allen Anschuldigungen freigesprochen, der König verzichtete auf die Bestätigung der päpstlichen Erlasse und gab den Verkehr der Bischöfe mit Rom wieder frei. Zur Wahrung der katholischen Belange beim preußischen Staat schuf man 1841 die sogenannte Katholische Abteilung im Kultusministerium, die sich gar bald zu einer Hochburg staatsfeindlicher politischer Tätigkeit (die erste „Zentrums“politik!) entwickelte. Zugeständnisse solcher Art, wie sie der gutmütige „deutsche Michel“ der Kirche machte, halfen ihr zwangsläufig wieder zum Aufstieg, und der „Dank“ Roms hierfür sollte nicht ausbleiben.

Mit dem Heraufkommen des demokratischen Zeitalters nutzte auch die Kirche die sich ihr bietenden neuen Möglichkeiten, die auf dem Gebiet der Parteipolitik lagen. Es begann die zersetzende Tätigkeit der katholischen Parteien. Unter dem Eindruck der Kölner Ereignisse bildete sich 1837 in München eine ultramontane Partei. Ihr geistiger Führer war der Romantiker Görres, der mit seiner Schrift „Athanasius[3]" den ultramontanen Gedanken in weite Volkskreise brachte. Einst war er freilich begeisterter Anhänger der französischen Revolutionsideen gewesen, doch aus dem „Saulus" war ein „Paulus" geworden. Der Kirche konnte es nur recht sein, wenn die Volksmassen gegen den Staat aufgebracht wurden. Dieses Mittels hatte sie sich schon im Mittelalter bedient, als sie durch die Bettelmönche das Volk gegen die Kaiser aufzuwiegeln versuchte. — Die ultramontane Bewegung ist die Vorläuferin des Zentrumsgeistes und mit diesem identisch. Ultramontan ist der, dem die Kirche über den Staat geht und der Papst über den König — mit einem Wort der, der nicht in seinem Volk wurzelt, sondern geistig „jenseits der Berge" (ultra montes), also in der volks- und rasselosen Weltanschauung der römischen Kirche beheimatet ist.

Indessen wurde auch der antirömische Geist durch ein Ereignis erneut auf den Plan gerufen. Im Jahre 1844 hatte der Bischof Arnoldi von Trier die Ausstellung des „ungenähten heiligen Rockes" veranstaltet, was seit einem Menschenalter nicht mehr geschehen war. Die Ausstellung war gedacht als imposante Kundgebung der allgewaltigen Kirche; denn noch immer wirkte ihr bestrickender Zauber auf die Gemüter der Menschen. Doch fehlte es nicht an aufrechten Männern, die den frommen Trug gebührend brandmarkten. Am deutlichsten hat der Geschichtsschreiber Treitschke sich ausgelassen über

„dieses pfäffische Blendwerk, das gewagt wurde, obwohl der Papst Gregor erst vor einem Jahre den Benediktinern von Argenteuil in einem Breve bezeugt hatte, daß sie den heiligen Rock des Herrn verwahrten. Zum Überfluß bewiesen noch zwei junge Bonner Professoren, der Orientalist J. Gildemeister und der Historiker H. v. Sybel, in einer streitbaren, aber ernsten, streng wissenschaftlichen Schrift ‚über den heiligen Rock zu Trier und die 20 anderen heiligen ungenähten Röcke', welch ein Unfug

durch die Jahrhunderte hindurch mit dieser gefälschten Reliquie getrieben worden war. Doch was vermochten Gründe wider den frommen Wahn?"

Der schlesische Priester Ronge gründete aus diesem Anlaß die Sekte der „Deutschkatholiken", die eine stattliche Anhängerzahl gewann und sie auch bis zum Weltkrieg hielt. Nach dem Kriege geriet die Bewegung allerdings mehr und mehr in das Fahrwasser der marxistischen Freidenker.

Die politischen Ereignisse der folgenden Jahre brachten für Preußen harte Zeiten. Mit dem Vertrag von Olmütz (1850) siegte der klerikale Habsburgerstaat über Preußen, und das ersehnte Einigungswerk blieb auf Jahre hinaus unerfüllt. Olmütz wurde für Preußen das „diplomatische Jena". Jede Demütigung Preußens aber war für die Kirche zugleich ein Sieg über den Geist des Protestantismus, jenes „zweiten Sündenfalls der Menschheit", den es mit allen Mitteln wieder zu sühnen galt. Wie klar sich die römischen Kreise schon damals über den Weg zu diesem Ziel waren, zeigen die Äußerungen des Hofrats Buß:

„Die Kirche rastet nicht, und mit den Mauerbrechern der Kirche werden wir diese Burg des Protestantismus zerbröckeln müssen. Wir werden in den vorgeschobensten norddeutschen Distrikten die zerstreuten Katholiken sammeln und mit Geldmitteln unterstützen, damit sie den Katholizismus erhalten und Pioniere nach vorwärts werden. Mit einem Netz von katholischen Vereinen (1846 entstand der erste Kolpingverein! D. Verf.) werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und Westen umklammern und damit den Protestantismus erdrücken und die katholischen Provinzen, die zur Schmach aller Katholiken der Mark Brandenburg zugeteilt worden sind, befreien und die Hohenzollern unschädlich machen[4]."

Zu allem brachte die preußische Verfassung vom Jahre 1850 der Kirche weitere Zugeständnisse. Der Staat verzichtete auf das Ernennungs-, Vorschlags-, Wahl- und Bestätigungsrecht der Bischöfe und überlieferte die Schule der Kirche. „Das evangelische Preußen wurde ein katholischer Musterstaat" (Wolf).

In dem Jahrzehnt von 1860—1870 indessen erlitt die Kirche eine Reihe härtester Schläge und bitterster Enttäuschungen. Es vollzog sich in diesen Jahren die Einigung Italiens (mit Hilfe des treukatholischen Frankreich!) auf Kosten der Habsburger und nicht zuletzt des Papsttums, das 1870 den Kirchenstaat verlor. Noch

7*

schlimmer fast für Rom war der unerwartete Aufstieg Preußens, der „Burg des Protestantismus". Als 1866 die Preußen bei Königgrätz den romhörigen Habsburgerstaat besiegt hatten, rief der Münchner Nuntius beim Eintreffen der Siegesnachricht voller Entsetzen: „Die Welt geht unter!" (il mondo casca!). Dann fiel unter den Schlägen der deutschen Heere das katholische Frankreich, und unter dem Donner der Pariser Belagerungsgeschütze erstand Bismarcks Werk — das Reich.

Roms Stellung zum zweiten Reich war von allem Anfang klar. Ein Reich, das nicht von Roms Gnaden war, ein Kaiser, der nicht vom Papst gekrönt, ja, der nicht einmal der Kirche angehörte, sondern ein Ketzer war — das alles konnte nur Roms unversöhnlichen Haß hervorrufen. So sagte Papst Pius IX. am dritten Jahrestag der Reichsgründung (1874) zu einer Versammlung internationaler Pilger, Bismarck sei die Schlange im Paradiese der Menschheit. Durch diese Schlange werde das deutsche Volk verführt, mehr sein zu wollen, als Gott selbst, und dieser Selbstüberhebung werde eine Erniedrigung folgen, wie sie noch kein Volk habe kosten müssen. „Gott zum Trotz" sei das Reich errichtet worden und „zur Verherrlichung Gottes" werde es wieder vergehen[5]! So trat denn auch das junge Reich sehr bald in einen gigantischen Machtkampf mit der Kirche. In dem römischen Haß gegen das Reich liegen die wahren Gründe für den Kulturkampf, der die ersten Jahre nach 1870 erfüllte und nicht von Preußen heraufbeschworen worden war, sondern von der machtgierigen Kirche, die dem Staat nicht geben wollte, was ihm von Rechts wegen gebührte. Der Staat mußte sich geradezu gegen die Machtansprüche der Kirche verteidigen. Die damalige Lage der Dinge kennzeichnen am besten folgende Äußerungen Bismarcks vom Jahre 1873:

„Es handelt sich um die Verteidigung des Staates, es handelt sich um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll. Diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der Staat dabei bestehen kann, denn im Reiche dieser Welt hat der Staat das Regiment und den Vortritt."

Als ein offenkundiger Angriff der kirchlichen Seite auf den Staat muß die 1870 erfolgte Gründung der Zentrums-

partei angesehen werden, die dem Katholizismus den Weg zur Politik frei machte. Mit dieser unseligen Partei, die für Thron und Altar zu streiten vorgab, in Wahrheit aber nur den machtpolitischen Interessen der Kirche diente, war dem deutschen Volk der gefährlichste Gegenspieler erwachsen. Sie wurde die Trägerin des Kulturkampfes.

Ausgelöst wurde dieser Kampf zwischen dem Reich und der römischen Kirche durch die von Bismarck 1871 verfügte Aufhebung der Katholischen Abteilung im preußischen Kultusministerium. Der Kanzler hatte die Gefährlichkeit dieser katholischen „Nebenregierung" erkannt, die im Osten des Reiches dem Polentum mit allen Mitteln Vorschub leistete, konnte sie doch damit den polnischen Katholizismus wirksam gegen das protestantische Preußentum und Deutschtum ausspielen. Bismarck schreibt zur Begründung seiner Maßnahme:

„In Posen und Westpreußen waren nach Ausweis amtlicher Berichte Tausende von Deutschen und große Ortschaften, die in der vorigen Generation amtlich deutsch waren, durch die Einwirkung der katholischen Abteilung polnisch erzogen und amtlich ‚Polen' genannt worden."

„Die katholische Abteilung ... war nach und nach zu einer Behörde geworden, die inmitten der preußischen Bürokratie die römischen und polnischen Interessen gegen Preußen vertrat. Ich habe mehr als ein Mal dem Könige auseinandergesetzt, daß diese Abteilung schlimmer sei als ein Nuntius in Berlin[6]."

Es war ein Akt der Notwehr für den jungen Staat, diesen Herd klerikaler staatsfeindlicher Politik zu beseitigen. Als daraufhin die Hetze der Geistlichkeit gegen den Staat unter Mißbrauch von Kanzel, Beichtstuhl, Presse, Schulen und Vereinen unerträgliche Formen annahm, sah sich die Regierung genötigt, 1872 eine Verordnung gegen den Mißbrauch der Kanzel zu politischen Zwecken (den sogenannten Kanzelparagraph) zu erlassen. Eine neue Verschärfung der Lage ergab sich alsdann im Mai desselben Jahres, als die Kurie die Ernennung des Kardinals Hohenlohe als Botschafter des Deutschen Reiches beim Vatikan zurückwies. Damals erklärte Bismarck im Reichstag: „Seien Sie außer Sorge, nach Kanossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig." Und nun wurde auf der ganzen Linie das Recht des Staates wiederhergestellt: Das Jahr 1872 brachte das

Schulaufsichtsgesetz, das die Schule schließlich in die Hände des Staates legte, ferner die längst notwendig gewordene Ausweisung der Jesuiten aus dem ganzen Reich. Da die Kirche angesichts der Maßnahmen des Staates zum passiven Widerstand aufforderte (der übrigens nachträglich vom Papst Pius IX. gutgeheißen wurde!), mußte der Staat mit Zwangsmitteln sich durchsetzen. So kam es in Preußen im Jahre 1873 zu den bekannten Maigesetzen, betreffend die Ausbildung und Anstellung der Geistlichen, die kirchliche Disziplinargewalt, den Kirchenaustritt (zur Stärkung des Altkatholizismus) u. a. Erneute Hetze gegen den Staat war die Folge. Der Papst griff persönlich ein, indem er sich im August der Jahres 1873 in einem anmaßenden Schreiben an den Kaiser wandte. Dieser Brief mit seinen unverblümten Drohungen atmet noch den Geist des 13. Jahrhunderts. Er lautet:

„Im Vatikan, 7. 8. 1873.

Majestät!

Sämtliche Anordnungen, welche seit einiger Zeit von Eurer Majestät Regierung getroffen werden, zielen mehr und mehr auf die Vernichtung des Katholizismus ab. Andrerseits wird mir mitgeteilt, daß Eure Majestät das Verfahren Ihrer Regierung nicht billigen. Werden dann Ew. Majestät nicht die Überzeugung gewinnen, daß diese rigorosen Maßnahmen gegen die Religion Jesu Christi keine andere Wirkung haben werden, als den eigenen Thron Eurer Majestät zu untergraben? Ich rede mit Freimut, denn mein Panier ist Wahrheit, und ich rede, um eine meiner Pflichten zu erfüllen, welche darin besteht, allen die Wahrheit zu sagen, auch denen, die nicht Katholiken sind. Denn jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört auf irgendeine Weise, welche hier näher darzutun nicht der Ort ist, dem Papste an. Ich gebe mich der Überzeugung hin, daß Eure Majestät meine Betrachtungen mit der gewohnten Güte (!) aufnehmen und die in dem vorliegenden Falle erforderlichen Maßregeln treffen werden....

Pio. P. M.[7]“

Die Antwort des Kaisers ließ indes nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig:

„Berlin, den 3. Sept. 1873.

...zu meinem tiefen Schmerze hat ein Teil meiner katholischen Untertanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisiert, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden konfessionellen

Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht. Leider haben höhere katholische Geistliche diese Bewegung nicht nur gebilligt, sondern sich ihr bis zur offenen Auflehnung gegen die bestehenden Landesgesetze angeschlossen.... Ich gebe mich gern der Hoffnung hin, daß Eure Heiligkeit, wenn von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, Ihre Autorität werden anwenden wollen, um der unter bedauerlicher Entstellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des priesterlichen Ansehens betriebenen Agitation ein Ende zu machen. Die Religion Christi hat, wie ich Eurer Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit diesen Umtrieben nichts zu tun, auch nicht die Wahrheit, zu deren von Eurer Heiligkeit angerufenem Panier ich mich rückhaltlos bekenne.

Noch eine Äußerung in dem Schreiben Eurer Heiligkeit kann ich nicht ohne Widerspruch übergehen, wenn sie auch nicht auf irrigen Berichterstattungen, sondern auf Eurer Heiligkeit Glauben beruht, die Äußerung nämlich, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papste angehöre. Der evangelische Glaube, zu dem ich mich, wie Eurer Heiligkeit bekannt sein muß, gleich meinen Vorfahren und mit der Mehrheit meiner Untertanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen anderen Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen....

Wilhelm[8]."

Der Kampf der klerikalen Seite nahm in den folgenden Jahren immer schlimmere Formen an und führte sogar zu einem Attentat auf Bismarck in Bad Kissingen (durch den zentrümlichen Böttchergesellen Kullmann am 13. Juli 1874). Damals schrieb die „Germania" sehr bezeichnend, das Attentat Kullmanns sei die „Verdichtung des katholischen Zornes über die Bismarcksche Kirchenpolitik". — Das Bemühen der Zentrumpolitiker indes, die Verantwortung für das Attentat von sich abzuschütteln, wurde von Bismarck durchschaut, als er den „Schwarzen" im Reichstag zurief: „Mögen Sie sich lossagen von diesem Mörder, er hängt sich an Ihre Rockschöße fest... Dieser Kullmann hat mir auf meine Fragen geantwortet: ‚Ich wollte Sie umbringen wegen der Kirchengesetze. Sie haben meine Fraktion beleidigt.' Dann hat er mir auf meine Frage vor Zeugen gesagt: ‚Das ist die Zentrumsfraktion des Reichstages.'"

1875 veröffentlichte der Papst eine Enzyklika (Quod nunquam), die in unerhörter Weise die Rechte des Staates angriff. Das kanonische Recht wurde ganz offen als ein über dem Staat stehendes Recht bezeichnet. Die Kulturkampfgesetze aber

erklärte der Papst einfach für null und nichtig, da sie der „Verfassung der göttlichen Kirche ganz und gar entgegen" wären. Am Schluß des Rundschreibens werden die Bischöfe gegen den Staat aufgeputscht, denn „man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen". Die Antwort des Staates auf diese Herausforderung war das Sperrgesetz, das die Einstellung aller finanziellen Leistungen des Staates an die Kirche verordnete. Zugleich wurde 1875 die Zivilehe zwangsmäßig eingeführt.

Bismarck hat mit bewundernswerter Klarheit das Wesen der römischen Papstkirche erkannt, deren Lebenselement das Streben nach politischer Macht war, und die in keinem Falle bereit war, von ihren mittelalterlichen Forderungen abzugehen. Der Kanzler schreibt in seinen „Gedanken und Erinnerungen":

„Die römische Kurie ist eine unabhängige politische Macht, zu deren unabänderlichen Eigenschaften derselbe Trieb zum Umsichgreifen gehört, der unseren französischen Nachbarn innewohnt.... Sie duldet keine Götter neben ihr."

„Der uralte Kampf zwischen Priestern und Königen wird nicht heute zum Abschluß gelangen, namentlich nicht in Deutschland.... Bei jedem modus vivendi wird Rom eine evangelische Dynastie und Kirche als eine Unregelmäßigkeit und Krankheit betrachten, deren Heilung die Aufgabe seiner Kirche sei..." (S. 441 f.)

Was Pius IX. in sturer Verbissenheit nicht erreichte, gelang indes seinem Nachfolger Leo XIII. (1878—1903), der dasselbe unwandelbare Ziel seiner Kirche — nur maßvoller und diplomatisch klüger verfolgte. Er zeigte sogleich seine Wahl dem Deutschen Kaiser an und berief sich dabei für seine katholischen Untertanen auf die Hochherzigkeit des Königs. Man antwortete ihm recht kühl. Als der Papst aber nach den beiden Attentaten auf den alten Kaiser seine Anteilnahme (!) kundgab, zeigte man sich in Preußen zur Versöhnung geneigter. So endete der Kulturkampf mit einem allmählichen aber deutlichen Nachgeben des Staates. Die meisten Gesetze fielen, nur das Schulaufsichtsgesetz, das Jesuitenverbot und die Zivilehe blieben[9].

Unter Wilhelm II. erfuhr die römische Kirche ganz unbegreifliches Entgegenkommen. Als ob es nie einen Kulturkampf und eine Lehre daraus gegeben hätte, gefiel sich der junge Monarch

in der besonderen Bevorzugung der katholischen Kirche. Durch Stiftungen und Geschenke an die Kirche, durch Wohltaten aller Art und nicht zuletzt durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den franzosenfreundlichen Kardinalstaatssekretär Rampolla hat er die protestantischen Kreise vielfach befremdet. Zudem reiste er während seiner Regierung dreimal nach Rom zu Leo XIII., wobei er sich sogar vorschreiben ließ, wie die Auffahrt zum Vatikan erfolgen sollte (!)[10]. Das hatte nichts mehr mit germanischer Toleranz zu tun, das war deutsches Micheltum! So konnte denn auch der Papst beglückt ausrufen:

„Das Land in Europa, wo jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben kann, das ist Deutschland, und das danke ich dem Kaiser."

Doch hinderte Leo dieses Bekenntnis nicht, in seiner Canisius-Enzyklika 1897 den deutschen Protestantismus in echt jesuitischer Tonart zu beschimpfen (Luther habe „zuerst die Fahne des Aufruhrs erhoben. Durch den Irrtum sei eine Steigerung der Sittenverderbnis bis zum äußersten eingetreten und ein unheilvolles Gift habe sich durch fast alle deutschen Länder verbreitet"), wie er auch schon als Bischof den Protestantismus „eine pestilenzialische Häresie, ein dummes, wetterwendisches, aus Hochmut und Gottlosigkeit entstandenes System" genannt hatte.

Unverständlich blieb auch, daß die preußische Regierung 1891 die angesammelten Sperrgelder in Höhe von 16 Millionen den Bischöfen überwies, ohne auch nur eine Bedingung an ihre Verwendung zu knüpfen. Bemerkenswert ist ferner unter der Regierung Wilhelms II. der zunehmende klerikale Einfluß im Schulwesen. Im Jahre 1904 gestattete der preußische Kultusminister die Einführung der marianischen Kongregation an Gymnasien. (Um dieselbe Zeit hat das treukatholische Frankreich die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt! 1905.) Es ist die Zeit des wachsenden Einflusses der Zentrumskreise auf Politik, Erziehung, Presse und Vereinswesen. 1890 hatte Windthorst den „Volksverein für das katholische Deutschland" gegründet. 1891 forderte Leo XIII. in seiner Arbeiter-Enzyklika die Gründung konfessioneller Arbeitervereine. Aus diesen haben sich dann die christlichen Gewerkschaf-

ten entwickelt. Mit einem Netz von Organisationen überzog so die Kirche das Reich. In beweglicher Anpassung an die mannigfachen Erfordernisse des Lebens entstanden die katholischen Lehrlings- und Gesellenvereine, Kaufmanns- und Akademikerorganisationen und nicht zuletzt die katholischen Studentenverbindungen — und sie dienten alle nur dem einen Ziel: der Durchdringung des gesamten öffentlichen Lebens mit dem Geist des Ultramontanismus.

Der Nachfolger Leos, Pius X. (1903—1914) leistete sich einen weiteren Angriff auf die Gewissens- und Forschungsfreiheit: als die Geistlichkeit vieler Länder (auch der romanischen) bemüht war, eine Anpassung der kirchlichen Lehren an die moderne Wissenschaft herbeizuführen und gegen den starren Dogmatismus der Kirche für eine freiere Form des katholischen Glaubens eintrat, verfügte Pius kurzerhand den Modernisteneid (durch sein Motu proprio vom 1. September 1910). Alle Priester und Professoren werden bis zum heutigen Tage gezwungen, mit diesem Eid das katholische Dogma und die historische Theologie zu vertreten, auch wenn die Ergebnisse der modernen Forschung diesen widersprechen. Einige Männer widersetzten sich der Eidesleistung, die meisten aber fügten sich in blindem Gehorsam. So knechtet das unduldsame Papsttum seitdem seine Diener und hält sie in geistiger Unmündigkeit. Eine Freiheit der Forschung innerhalb der Kirche ist darum seit den Tagen der Verordnung des Modernisteneides mehr denn je zur Unmöglichkeit geworden. —

Derselbe Papst unternahm durch ein anderes Motuproprio 1911 einen Anschlag auf das staatliche Hoheitsgebiet der Rechtsprechung, indem er allen Katholiken bei Strafe des Kirchenbannes verbot, einen Geistlichen vor ein weltliches Gericht zu ziehen. Damit lebte eine Forderung wieder auf, die schon im 9. Jahrhundert in den gefälschten pseudoisidorischen Dekretalien erhoben worden war (vgl. S. 26). Die Verordnung lautet:

„Jetzt in diesen mißlichen Zeiten, da auf die kirchliche Freiheit so wenig Rücksicht genommen zu werden pflegt, daß nicht nur einfache Kleriker und Priester, sondern auch Bischöfe, ja selbst Kardinäle der heiligen römischen Kirche vor das weltliche Gericht gezogen werden, verlangt es die Sache

durchaus von uns, daß Wir diejenigen, die vor so sakrilegischer Tat(!) nicht die Schwere der Verschuldung abschreckt, mit strengen Strafen bei ihrer Pflicht erhalten. Daher verfügen und bestimmen Wir durch dieses Motuproprio:

„Jeder Privatmann, sei er weltlichen oder geistlichen Standes, männlichen oder weiblichen Geschlechts, der irgendwelche geistliche Personen, sei es in einer Kriminal- oder Zivilsache, ohne Erlaubnis der kirchlichen Behörde vor das weltliche Gericht zieht und zu öffentlichem Erscheinen dazu nötigt, verfällt der speziell dem Papste vorbehaltenen Excommunicatio latae sententiae (dem großen Bann). Was aber hiermit verordnet ist, soll, so wollen Wir, volle Gültigkeit haben, ohne daß irgendwelche gegenteiligen Entscheidungen im Wege stehen[11].'"

Dieses Beispiel zeigt, daß die Kirche sich nie geändert hat. Zu allen Jahrhunderten gaben sich ihre Priester als Menschen „höheren" Standes aus, über die zu befinden die gewöhnlichen Sterblichen nicht würdig wären. Und das kanonische Recht erhob zu allen Zeiten den Anspruch, weil „göttlichen" Ursprungs, hoch über dem Staats- und Volksrecht zu stehen. Ohne Luther, der dieses Fremdrecht verwarf, lebten wir heute noch im Mittelalter.

Roms Haltung im Weltkrieg[12]

Als sich in Europa die Gewitterwolken zum Weltkrieg zusammenzogen, blieb auch die Romkirche nicht „neutral". Ihre Haltung war jedoch unter Papst Pius X. eine andere als unter seinem Nachfolger Benedikt XV. Pius, der schon einige Wochen nach Kriegsausbruch starb, stand angesichts der Mächtegruppierung vor einer schwierigen Entscheidung: auf der einen Seite waren die freimaurerischen Staaten und, was noch schlimmer war, das russische Reich mit seiner orthodoxen katholischen Kirche; auf der Gegenseite stand die Hochburg des Protestantismus, Deutschland, aber mit ihm auf Gedeih und Verderben verbunden auch eine „Burg des Katholizismus", der Staat der Habsburger. Für wen sollte der Vatikan in diesem Ringen seine Machtmittel und Sympathien einsetzen? Pius X. wählte das kleinere Übel: er entschied sich „für das kommende Römisch-Habsburgische Reich Deutscher Nation, das man in Wien ersehnte" (Wolf). So wurde nach eindeutigen Weisungen von Rom Österreich förmlich in den Krieg gegen Serbien gehetzt, und die Wiener klerikale Presse

überschlug sich (genau wie die deutsche) nur so in nationalen und kriegerischen Tönen. Wir kennen zum Glück aus einem Telegramm, das der bayrische Gesandte am Vatikan, von Ritter, am 24. Juli 1914 an die ultramontane bayrische Regierung schickte, die „Anweisung", die der Vatikan den deutschen und österreichischen Katholiken hinsichtlich ihrer Haltung zum Krieg gab. Da heißt es:

„Der Papst billigt ein scharfes Vorgehen Österreichs gegen Serbien und schätzt im Kriegsfalle mit Rußland die russische und französische Armee nicht hoch ein. Der Kardinalstaatssekretär hofft ebenfalls, daß diesmal Österreich standhalten wird (!). In seiner Erklärung enthüllt sich die Furcht der römischen Kurie vor dem Panslawismus" (d. h. vor der orthodoxen Kirche!).

Die Zentrumspresse schlug daraufhin Töne an, die weit über das Maß des Erträglichen hinausgingen. Reismann-Grone berichtet hierzu:

„Hier lag Generalanweisung des Vatikans und sorgsame Arbeit im Dienste des letzten katholischen Großstaates auf der Erde vor."

„Erzberger fuhr wie eine Hummel im Reiche herum und predigte Nibelungentreue. — Die Essener Volkszeitung schrieb: ‚Österreich geht aufs Ganze! Bange machen gilt nicht! Also durch!' Die Warnungen vor unerwünschten Friedensvermittlungsversuchen steigerten sich zu Drohungen. Als das Ultimatum (Österreichs an Serbien) abgeschickt war, schrieb das Düsseldorfer Tageblatt: ‚Allgemeines Aufatmen ob Österreichs Festigkeit! Einer Festigkeit, die die deutsche Regierung oft hat vermissen lassen'[13]."

So trifft auch die Romkirche ein gerüttelt Maß an Schuld, daß Deutschland in den Weltkrieg hineingezogen wurde.

Anders war die Haltung Benedikts XV. Dieser Papst, der bedauerte, „Franzose nur dem Herzen nach" sein zu können, stand eindeutig auf seiten des Feindbundes. Er war ein Schüler und Freund des Kardinalstaatssekretärs Rampolla, der schon 1898 dem französischen Gesandten Mombel gegenüber (nach einer Information des russischen Gesandten Tschargykow) erklärt hatte: Wenn Frankreich, Rußland und Italien gemeinsam gegen Deutschland Krieg führen würden, sei der Vatikan bereit, einem solchen Bündnis beizutreten, da der in Preußen verkörperte Protestantismus für ihn die größte Gefahr bedeute.

Das Reich der „Ketzer" zu vernichten war also von jetzt an das lohnende Ziel des Papsttums. Es ging der überstaatlichen Kirche um die „Überwindung der brandenburgisch-preußischen Geschichtspsychose", wie die „Germania" 1924 in einem Rückblick auf die Haltung der Zentrumspartei seit 1917 geschrieben hatte, und es ging ihr darum, „den traurigen Abfall von der römischen Kirche, der vor 400 Jahren stattfand, wieder wettzumachen". Mit letzteren Worten umriß Papst Pius XI. am 23. Mai 1923 vor dem Konsistorium nachträglich die „Kriegsziele" Roms. Er gab dabei ganz offen zu, daß der deutsche Katholizismus „mitten im Toben des Weltkrieges... seinen Eifer, seine Tatkraft und sein Organisationsgeschick" für das obengenannte Ziel eingesetzt habe. Demgemäß vollzog sich auch mit zunehmender Dauer des Krieges mehr und mehr die Schwenkung der Zentrumspolitik vom Chauvinismus der Jahres 1914 nach links in das Lager der notorischen Landesverräter. Die Ereignisse des Jahres 1917 sprechen hierzu eine deutliche Sprache. Sie dürften niemals vom deutschen Volk vergessen werden.

1917 war das Jahr, wo Deutschlands Siegesaussichten am günstigsten standen. Rumänien war niedergerungen, Rußland vor dem Zusammenbruch, und der U-Bootkrieg gegen England hatte unerwartete Erfolge gezeitigt. Da begann Matthias Erzberger im Dienste der überstaatlichen Mächte seine verräterische Tätigkeit. Als politischer „Geschäftsreisender" vertrat er die Interessen der „Firma" Habsburg und Rom. In Rom sah man schon längst die Erfolge des deutschen U-Bootkrieges mit banger Sorge und verurteilte ihn aufs schärfste. Bereits anläßlich der Versenkung der „Lusitania" durch ein deutsches U-Boot hatte der Papst in einem Brief geschrieben (25. Mai 1915): „Man scheut sich sogar nicht einmal, zu Lande und zur See Angriffsmittel zu verwenden, die dem Gesetze der Menschlichkeit und dem Völkerrechte widersprechen." Im März 1917, nachdem der U-Bootkrieg uneingeschränkt geführt wurde, schrieben die halbamtlichen vatikanischen Zeitungen ganz offen dagegen. Das deutsche Zentrum aber reagierte prompt auf die Wünsche der Kirche und ließ durch Erzberger den bekannten und aufsehenerregenden Vorstoß gegen den U-Bootkrieg unternehmen, der angeblich

sich als unwirksam erwiesen hätte. — Besonders eng waren die politischen Beziehungen Erzbergers zu Kaiser Karl und seiner franzosenbegeisterten Gemahlin Zita von Parma-Bourbon. Ihnen ist es zweifellos auch zu verdanken, daß der Geheimbericht des österreichischen Außenministers Graf Czernin (der nur für Kaiser Karl und den Deutschen Kaiser bestimmt war) in Erzbergers schmutzige Finger kam. Der Bericht besagte kurz und bündig, daß unser österreichischer Bundesgenosse am Ende seiner Kräfte war. Es hieß da u. a.:

„Es ist vollständig klar, daß unsere militärische Kraft ihrem Ende entgegengeht.... Wenn ich auch hoffe, daß es uns gelingen wird, noch die allernächsten Monate durchzuhalten..., so bin ich mir doch vollständig klar darüber, daß eine weitere Winterkampagne vollständig ausgeschlossen ist, mit anderen Worten, daß im Spätsommer oder Herbst um jeden Preis Schluß gemacht werden muß[14]."

Jedenfalls wußte in Deutschland außer dem Kaiser noch einer um den wenig Hoffnungen erweckenden Inhalt dieses Berichtes — und das war Matthias Erzberger! Bei der ersten Gelegenheit ging er hin und verriet sein Wissen an 200 Zentrumsmänner auf einer Parteikonferenz in Frankfurt a. M. am 25. Juli 1917. Man kann hier nicht mehr von einer „Indiskretion" Erzbergers sprechen, das war schnöder Verrat am Vaterland in der Stunde der größten Entscheidung. Kein Wunder, daß nun auch bald der englische Ministerrat den Inhalt des Czernin-Berichtes gewahr wurde und die einzig mögliche Folgerung zog — nämlich durchzuhalten. Wenn Männer wie Erzberger die Fäden der Geheimdiplomatie in Händen hielten, dann konnte ja das Ende Deutschlands nicht mehr fern sein.

Noch unverständlicher bleibt es, daß es Erzberger bereits am 19. Juli 1917 hatte wagen können, ungestraft im Reichstag — also vor der Weltöffentlichkeit — eine Friedensresolution einzubringen. Hier erklang die unglaubliche Forderung:

„Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind Gebietsabtretungen, politische, wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigungen (!) unvereinbar[15]."

Die Regierung war zu schwach, diesen offenen Verrat zu ahn-

den. Immer dreister wurde das Treiben der Zentrumskreise, die diese Schwäche weidlich zu nutzen verstanden. So gelang ihnen mitten im Kriegsjahr 1917 der höchste Triumph ihrer römischen Politik: genau im 400sten Jahre der Reformation kehrten die Jesuiten zurück. Die Aufhebung des Jesuitengesetzes ist eindeutig das Werk Erzbergers, der sich zuvor mit dem Jesuitengeneral Ledochowski (Pole) in der Schweiz getroffen hatte. Darum feierte die Kirche auch den gerissenen Zentrumsunterhändler später, als ihn ein gerechtes Schicksal ereilt hatte, als den „großen Katholiken"!

Am 17. November 1917 wurde allen diesen Ereignissen die Krone aufgesetzt: der bayrische ultramontane Politiker (und Präsident der Görresgesellschaft!) Graf Hertling wurde Reichskanzler. Die Augsburger Postzeitung konnte triumphierend schreiben:

„Das Deutsche Reich ist nunmehr katholisch und weiß-blau angestrichen, und die Wege nach Wien und Rom sind fest gepflastert."

Das drohende Ende des Habsburgerstaates erfüllte indessen die klerikalen Kreise mit Sorge. Sie versuchten, den Zusammenbruch mit allen Mitteln abzuwenden. Der Verrat des habsburgischen Kaiserhauses am Reich (man denke an die Sixtusbriefe!) sollte die katholische Monarchie in letzter Stunde retten und die Trennung vom Deutschen Reich ermöglichen, das ja dann ruhig zugrunde gehen konnte. Dieses Bemühen schlug fehl. Der Gedanke aber kehrte nach dem Kriege als Idee einer katholischen Donauföderation wieder und war lange Zeit der Herzenswunsch aller klerikalen Separatisten.

Beim Zusammenbruch 1918 gab das Zentrum gar schnell die Devise „Für Thron und Altar" auf und schritt mit fliegenden Fahnen in das Lager der gottlosen Marxisten. Bismarck hatte ja einst prophezeit, daß die Jesuiten einmal die Führer der Sozialdemokratie werden würden. Nun war es soweit gekommen. In seinem maßlosen Haß gegen das Reich war dem politischen Katholizismus jeder Bundesgenosse recht, der es gleichfalls auf die Zerstörung dieses Reiches abgesehen hatte. Rom gab seine Freude über den Zusammenbruch unverhohlen kund:

Benedikt XV. sagte zum Juden Emil Ludwig Kohn: „Den Krieg hat Luther verloren.“ —

Der Franziskanerpater Schwanitz erklärte 1919 auf dem Sankt Rochusfest in Bingen:

„Gott hat alles wohl gemacht.... Wir haben das Jubeljahr der Reformation (1917) bei uns gesehen. Hätten wir gesiegt, dann wäre bis zum Jahre 1946 — dem Todesjahre des Reformators — gejubelt und gefeiert worden. Luthergeist hat uns entgegengeweht, Geist des Mannes, der als Mönch von der Kirche abgefallen ist. Der Papst jener Preußenreligion (= Wilhelm II.) ist weggefegt, ist gegangen, und wenn wir es auch nicht mehr erleben, so wird später doch einmal das ganze Gebäude von selbst zusammenbrechen müssen. Gott hat alles wohlgemacht!“

So triumphierte der „Priester“ über den „König“. Als aber die Könige abgetreten und ihre Throne versunken waren, wurde allen deutlich sichtbar, wem der Kampf der Romkirche über Kaiser und Könige hinweg immer und ewig gegolten hatte: dem deutschen Volk! Darum konnte auch Papst Benedikt XV., als diesem deutschen Volk das Schanddiktat von Versailles aufgezwungen wurde, in satanischem Hohn an den französischen Kardinal Amette am 9. Oktober 1919 schreiben:

„Von Frankreich aus möge sich Gottes Gnade über die ganze Welt ergießen. Was menschliche Klugheit auf der Versailler Konferenz begonnen, möge göttliche Liebe veredeln und vollenden (!).“

Und der Bayrische Kurier schrieb 1923 unmißverständlich:

„Es wirkt eine immanente Gerechtigkeit in der Weltgeschichte, die zu strafen und zu rächen weiß, wie sie auch das deutsche Volk erreicht hat, weil es sich nicht beugen wollte der gottgesetzten Autorität, ein Unterfangen, das nun schon seit 4 Jahrhunderten alle Not über die deutschen Lande brachte, und das die deutsche Nation dem Untergang weiht, wenn sie nicht noch in letzter Stunde aus der Geschichte zu lernen weiß.“

Diese Äußerungen enthüllen das wahre Gesicht der allerchristlichsten Kirche. Wie einst ihre Diener erbarmungslos zugesehen hatten, wenn hunderttausende unschuldiger Menschen im Namen Christi gefoltert, verbrannt oder gemordet wurden, weideten sich jetzt dieselben Priester der „Religion der Liebe“ an dem Unglück eines gequälten 70-Millionen-Volkes.

Die moderne »Gegenreformation«

Romkirchliche Tätigkeit seit dem Kriege

Mit dem Zusammenbruch war der Weg für die Romkirche in Deutschland eindeutig vorgezeichnet. Mit Hilfe der klerikalen Parteien (ihre Führer waren durchweg Prälaten, wie Leicht und Kaas) förderte der politische Katholizismus alle Bewegungen, die zur Schwächung oder gar zur Zerschlagung des Reiches führen würden (so den süddeutschen Separatismus der Kahr, Leicht, Held und den rheinischen Separatismus der Dorten, Kaas, Trimborn), wie er andererseits jedes Aufflammen nationaler Selbstbesinnung unterdrückte und als Sünde bezeichnete. Als nach dem Ruhreinbruch der Franzosen einzelne Männer der Tat, wie Albert Leo Schlageter, aktiven Widerstand leisteten, erhob Nuntius Pacelli beim Reichskanzler Einspruch gegen derartige „Sabotageakte[1]".

Mit dem Pontifikat Pius' XI. (1922—1939) begann die Romkirche in Deutschland mit allen Mitteln an der Stärkung des Katholizismus zu arbeiten. Das Ziel war das alte: die Fortsetzung der Gegenreformation. Die Mittel waren indes der Zeit entsprechend andere geworden. Ein vielsagendes Kennzeichen dieses gegenreformatorischen Strebens der Romkirche ist die gleich zu Beginn des Pontifikats Pius' XI. vorgenommene Herausstellung zweier Jesuiten des 16. Jahrhunderts, des Kardinals Bellarmin (des Verkünders der päpstlichen Herrschaft über das Zeitliche und des Rechts zur Tötung der Ketzer) und des Petrus Canisius (des großen Apostels der Gegenreformation). Bellarmin wurde 1923 selig- und 1930 heilig-, Canisius 1925 heiliggesprochen!

Dank der nach 1918 unumschränkt herrschenden Zentrumspartei und dank der plötzlich duldsam und lammfromm gewordenen, weil mit dem Zentrum in charakterloser Gesinnungsgemeinschaft lebenden Sozialdemokratie, konnte die katholische Kirche im Nachkriegsdeutschland einen mächtigen Aufschwung nehmen. Gründungen von Schulen, konfessionellen Anstalten, Ordens=

niederlassungen und Kirchenneubauten waren an der Tagesordnung. Deutschland erlebte wirklich eine Inflation von Klostergründungen. Von 1919—1932 wurde in Deutschland alle 2,74 Tage und von 1932—1935 alle 1,26 Tage eine neue Kirchenniederlassung errichtet. Der Kardinal Faulhaber konnte in seiner Erzdiözese München-Freising von 1914—1935 insgesamt neunzig neue Kirchen weihen. Mit besonderem Eifer betrieb die Kirche natürlich die Durchsetzung protestantischer Gebiete mit katholischer Bevölkerung (z. B. Ansiedlung katholischer Bauern im deutschen Osten), um so die bis dahin in konfessionellem Frieden lebenden Gebiete in religiösen Zwiespalt und konfessionellen Hader hineinzuziehen. (Man denke nur an den Zank, der sich gerade auf dem Lande bei konfessionsverschiedenen Ehen in den Familien in der Frage der Kindererziehung ergibt, dank der unduldsamen Haltung der katholischen Kirche). Als Beispiel dieser Katholisierung sei Berlin angeführt, das vor 100 Jahren eine einzige katholische Kirche (Hedwigskirche) besaß und heute bereits einen Bischof, eine päpstliche Nuntiatur und 107 Klöster nebst ungezählten katholischen Kirchen sein eigen nennt.

Die wichtigste Einrichtung der modernen katholischen Kirche zur Rekatholisierung des öffentlichen Lebens aller Länder ist die von Pius XI. 1923 begründete

Katholische Aktion.

Das Ziel dieser Bewegung ist es, das gesamte politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben der Völker mit römisch-katholischem Geist zu durchdringen. Die Katholische Aktion ist, wie Rom so schön sagt, „die der Welt zugewandte Seite der Kirche“. Sie erstrebt die „Neuaufnahme der Kulturmission der Kirche im Außenbezirk, im Profanen, zum Zweck der Wiederverchristlichung der Gesellschaft“. Noch deutlicher läßt sich Dr. Widmer aus in seiner mit kirchlicher Druckerlaubnis erschienenen Schrift „Katholische Zellenarbeit“ (Luzern). Er meint:

„Rettung kann nur darin gefunden werden, daß nicht nur das Leben des einzelnen und der Familie, sondern auch Staat, Wirtschaft, Sozialordnung und die zwischenstaatlichen Beziehungen aus dem Geiste des Christentums heraus geformt werden nach den Weisungen und

Richtlinien, die der Papst in Auslegung des göttlichen Willens in seinen Rundschreiben niedergelegt hat." (S. 12.)

Hier steht der uralte Totalitätsanspruch der Kirche wieder vor uns. Die Augustinische Gottesstaatsidee feiert ihre Auferstehung in der Form einer „verchristlichten" Gesellschaftsordnung, oder, wenn wir an das verflossene Österreich denken, das diesem Ideal am nächsten kam, in der Form des christlichen Ständestaates. Um in allen Ländern dieses Ideal verwirklichen zu können, hat Rom eine weitverzweigte Presse geschaffen, Film und Funk sich dienstbar gemacht und nicht zuletzt ein Heer von Laienaposteln mobilisiert, die bis in die kleinste Zelle ihre Werbearbeit verrichten sollen. Daß in Deutschland seit Auflösung der Zentrumspartei 1933 die Katholische Aktion für die Romkirche erhöhte Bedeutung gewonnen hat, bedarf keiner Frage. Sie bedient sich dabei mit Vorliebe der in deutscher Sprache erscheinenden Emigrantenpresse, in der die Jesuiten ungestraft ihre Greuellügen über das neue Deutschland verbreiten können. Die bekanntesten dieser Zeitungen sind „Der deutsche Weg", das in Oldenzaal in Holland erscheinende Hetzblatt des Jesuiten Muckermann, „Der Deutsche in Polen" (Kattowitz) und (vor der Machtübernahme in Österreich) die sattsam bekannte „Schönere Zukunft", die einmal von Kardinal Faulhaber als „ein ausgezeichnetes Organ der Katholischen Aktion" bezeichnet wurde, „weil es die Zeitereignisse und Tagesfragen an den unbeugsamen Grundsätzen der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nachprüft". Gerade im volksdeutschen Raum hat die Katholische Aktion ihr bevorzugtes Betätigungsfeld. Die entscheidende Position „Österreich" hat sie allerdings im März 1938 verloren. Hier war es vor allem die Stadt Salzburg, die zu einem „deutschen Rom" gemacht werden sollte. Dort entstand ein Institut für Probleme und Aufgaben der Katholischen Aktion (eine Art Institut für römische Konjunkturforschung). Was Deutschland betrifft, sieht die Katholische Aktion heute nur eine Aufgabe: Kampf gegen die nationalsozialistische Weltanschauung und ihren Rassegedanken. Auf allen Weltkongressen der Romkirche ertönt das gleiche Lied gegen das „Neuheidentum" und gegen den „Aberglauben von Blut und Rasse".

8*

Die Katholische Aktion, der sogenannte „Augapfel des Heiligen Vaters", ist der politische Katholizismus im modernen Gewande. Es handelt sich bei ihr keineswegs um eine nebensächliche Angelegenheit der Kirche, sondern nach den eigenen Worten des Papstes vom Juli 1938 um „die katholische Kirche". Da aber die Katholische Aktion, wie zugegeben wird, eine politische Aufgabe hat, ist hiermit auch die Wesenseinheit von katholischer Kirche und politischem Katholizismus (was man immer leugnen möchte) von höchster Stelle zugegeben.

Im Dienste der Katholischen Aktion steht auch der Christkönigsgedanke. Papst Pius XI. führte am 11. Dezember 1925 durch die Enzyklika „Quas primas" am Ende des großen Jubeljahres ziemlich unvermittelt das „Krönende Hochfest Christi", kurz Christkönigsfest genannt, ein. Rom hatte längst erkannt, daß mit dem Zeitalter der Demokratie eine Verflachung und Entpersönlichung eingetreten war und in den Völkern immer mehr sich die Sehnsucht nach einer starken Persönlichkeit, nach einem Führer regte. Und Rom schlug aus dieser Erkenntnis Kapital. Es rief den unzufriedenen und gequälten Völkern zu: Warum sucht ihr? Christus ist doch euer wahrer König! Alle weltliche Herrschaft ist nur zeitbedingt, das Königtum Christi aber ist das Wahre und Ewige. Und während man den einen Christus als den Fürsten und König hinstellte, propagierte man bei den andern (den Deutschen) Christus als den einzig wahren Führer, um so geschickt den Begriff „Führertum", der uns unendlich mehr bedeutet als „Königtum", in den Bereich katholischen, d. h. universalen Denkens einzubeziehen. Daß Rom unter dem Königtum Christi nichts anderes versteht als die reale Herrschaft der Papstkirche, bedarf keiner Erwähnung. Man bedient sich nur der Gestalt Christi, um den Herrschaftsanspruch des Vatikans in ein mystisches Gewand zu kleiden.

Große Propagandakongresse haben seitdem diese „Königsherrschaft Christi" veranschaulicht. Sie haben vorwiegend im reichs- oder volksdeutschen Raum stattgefunden (Leutesdorf am Rhein, Berlin, Mainz, Salzburg 1935 und Posen 1936). Posen wurde gewählt, weil man sich da „in der Nachbarschaft zweier Mächte" befand, „die sich die Vernichtung des Christentums zum

Ziel gesetzt haben". Der Kongreß endete mit einer Massenkundgebung auf dem Platz, wo einst das Bismarckdenkmal gestanden hatte und sich heute ein Herz-Jesu-Denkmal erhebt. So läßt die Kirche heute überall, um ihre Herrschaft sinnfällig zum Ausdruck zu bringen, Christkönigs-Statuen errichten, die — in riesigen Ausmaßen erstellt — von weithin sichtbaren Stellen aus das Land „beherrschen". Ein lehrreiches Beispiel für die Überstaatlichkeit des Christkönigsgedankens (Christus ist ja der „Völkerkönig") ist die unlängst erfolgte Umbenennung der in der Beringstraße zwischen Alaska und Sibirien liegenden Königsinsel (King Island), die nur von Eskimos bewohnt wird, in Christkönigsinsel (Christ the King Island). Auch von der Höhe dieser Insel „grüßt" ein Christkönigsdenkmal.

Eine „Wiederverchristlichung der Gesellschaft", mit anderen Worten eine Zurückführung der Völker unter vatikanisches Gesetz kann indes nur gelingen, wenn die Kirche auch den geistigen Raum, den Raum der freien Forschung und ihre Stätten, die Universitäten in ihre Hand bekommt. Das weiß man im Vatikan und betreibt mit Eifer die Gründung katholischer Universitäten. Der Geist Roms soll alle Wissenschaften durchdringen und der freien Forschung die nötigen Zügel anlegen, so will es der römische Pontifex und sein System; denn nach seiner Ansicht ist die gesunde Vernunft nicht dazu da, die Wahrheit zu erforschen, sondern „die Wahrheit des für immer festgelegten Glaubens" zu beweisen (Pius XI. in einer Enzyklika von 1930). Katholische Wissenschaft ist daher für deutsches Denken ein Widerspruch in sich. Mit der Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit und der Einführung des Moderniseneides wurden die letzten charakterstarken Persönlichkeiten aus der Kirche gedrängt und damit die letzten vielleicht noch vorhandenen Möglichkeiten einer freien Forschung für immer beseitigt. Wir wissen, was wir demnach von den katholischen Universitäten zu halten haben: Sie kennen nur Wissenschaft unter katholischen Voraussetzungen; was sie „Wissenschaft" nennen, ist ein Hohn auf jenes Erkenntnisstreben des freien Menschengeistes, das der Germane in jahrhundertelangem Ringen der römischen Kirche abgetrotzt hat[2]. Darum galt in den vergangenen Jahren das heiße Be-

mühen der Kirche dem Ziel, auch den Deutschen ihre katholische Universität zu besorgen. Salzburg war dazu ausersehen, und die Unterrichtspläne lagen schon vor. Die Heimkehr der Ostmark ins Reich hat diesen Großangriff der Katholischen Aktion auf den deutschen Geist vereitelt und die Gründung dieser „Albertus-Magnus-Universität" verhindert, die „zur Verherrlichung der heiligen Dreifaltigkeit" dienen sollte — und (so fügen wir hinzu) zum Triumph des Mittelalters über das sich mehr und mehr den hierarchischen Fesseln entwindende Denken der Neuzeit.

Das Ende der Priesterherrschaft

Ausblick

Die Papstkirche ist im Grunde genommen durch alle Jahrhunderte dieselbe geblieben. Ungeachtet des seit dem 13. Jahrhundert immer mehr erstarkenden Nationalbewußtseins der Völker, ungeachtet der Erschütterungen durch die germanische Reformation und gegen den Geist der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, der Entdeckungen und Erfindungen, gegen die Weisheit eines Kant und die „Aufklärung" des Abendlandes über römischen Hexenwahn und Aberglauben hat die Kirche ihre starren, allen Naturgesetzen widersprechenden Dogmen bewahrt und fährt fort, Thomas von Aquinos Weltanschauung weiterhin als endgültige Wahrheit zu verkünden, als ob nie ein Kant gelebt und gelehrt hätte, wie sie bis 1827 unbeirrt das Weltbild der Antike verfochten hatte zum Trotz eines Kopernikus, Kepler oder Galilei. So wurde die Kluft zwischen der Offenbarungslehre der Priesterkirche und den Erkenntnissen einer fortschreitenden Wissenschaft immer größer. Auch im politischen Denken entstand eine immer zunehmende Spannung zwischen dem aus der römischen Antike übernommenen universalen Staatsgedanken einer machtstrebenden Priesterschaft und den berechtigten Interessen der Könige und ihrer Völker. Was das deutsche Volk betrifft, so hat es nach dem Chaos des 30 jährigen Krieges frei von römischer Bevormundung aus der preußischen Staatsschöpfung Friedrichs des Großen seine politische Kraft wiedergefunden. Bismarck hat dann von Preußen aus dem ersehnten Reich die ersten staatlichen Formen gegeben. Heute aber prägt Adolf Hitler diesem unserem Reich die endgültige Form und gibt ihm (was das Entscheidende ist) seinen weltanschaulichen Inhalt. Dieser Inhalt kann weder römisch, noch katholisch (d. h. allgemein), noch universal sein, sondern nur germanisch. Im dritten, heiligen germanischen Reich ist daher kein Raum mehr für überstaatliche Weltanschauungen und ihre Menschheitslehren. Das gilt für die Idee einer jüdisch-bolschewistischen Internationale ebenso wie

für das Idol eines vom Volkstum und Blut völlig losgelösten „Gottesstaates“. Das zum Rassebewußtsein erwachte deutsche Volk hat erkannt, daß nicht schablonenhafte Gleichheit, sondern unendliche Vielgestalt das Kennzeichen der Schöpfung ist. Darum sind die erdachten Begriffe „Mensch“ und „Menschheit“ für uns wertlos geworden. Durch sie vermögen wir nie und nimmer den Geist der Schöpfung zu erfassen. Wir haben gelernt, von den Werten des Volkes und der Rasse auszugehen als Einzelschöpfung und sie zu begreifen als gottgewollte Ordnungen auf dieser Welt. Das Menschengeschlecht als „einzige, große, universale, *katholische Rasse*“ zu bezeichnen (wie es Pius XI. im Juli 1938 getan hat), ist zwar ein der katholischen Dogmatik von jeher sehr vertrauter Gedanke, für uns aber offenbart sich darin nur der hilflose Versuch, ein Denksystem zu retten, das unser Jahrhundert bereits mit souveräner Macht überwunden hat. Wir wissen heute um das Wesen des Volkes und um das Geheimnis von Blut und Rasse. Unser Jahrhundert hat die *nordische Seele im deutschen Menschen* entdeckt und weiß um das ihrem Wesen eigene Wertbewußtsein: um die Höchstwerte Ehre, Freiheit und Persönlichkeit.

Am Rassegedanken scheiden sich heute die Geister. Mit seinem Sieg geht auch das *Zeitalter der Priesterherrschaft zu Ende*. Einst hatten die Könige einen verzweifelten Kampf gegen herrschsüchtige Priester geführt und nicht siegen können, weil sie selbst dem weltanschaulichen Denken dieser ihrer Gegner durch Erziehung und Überlieferung verfallen waren. *Heute hat das deutsche Volk seine eigene weltanschauliche Ebene gefunden*. Mit der wachsenden Erkenntnis seiner Eigenart schritt die Befreiung von einer internationalen politisierenden Priesterschaft. Das nationalsozialistische Deutschland hat die üble Erscheinung des politisierenden Geistlichen aus dem Leben der Nation verdrängt und dem Priester seinen ihm zustehenden Bereich, den „Himmel“ zugewiesen. Denn im Reich von *dieser* Welt, im heiligen germanischen Reich deutscher Nation herrschen nicht mehr die Priester, sondern das Volk, verkörpert in seinem gottgesandten Führer.

Der christlich-universale Staatsgedanke

[1] Der römische Rechtslehrer und Kommentator Ulpian verstieg sich sogar zu der ungeheuerlichen Behauptung, Naturrecht sei dasjenige, „welches Tieren und Menschen gemeinsam ist"!

[2] Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur, S. 49.

[3] Die Frage der Kriegsdienstverweigerung aus „Glaubensgründen" wird auch heute noch, wie das Buch „Friede auf Erden" von Dr. Dibelius zeigt, in der christlichen Kirche erörtert und bejaht. Dibelius sagt: „Ein künftiger Krieg wird auch in Deutschland Dienstverweigerung in nicht geringer Anzahl sehen." (S. Rosenberg, Prot. Rompilger, S. 81—84.)

[4] Einzelheiten über den Kampf Diokletians mit dem Christentum siehe A. Rosenberg, Mythus, S. 71—73.

[5] Siehe S. 17.

[6] Vgl. Koch, Rosenberg und die Bibel, S. 99.

Königtum gegen Priesterherrschaft

[1] Zit. nach Wolf, Gesch. d. kath. Staatsidee, S. 50.

[2] Vgl. Chamberlain, Grundlagen, S. 595 und 598.

[3] Der oströmische Kaiser galt der Kirche als Ketzer, und die Germanen waren bekanntlich Arianer.

[4] In die Zeit seiner Tätigkeit in Hessen fällt die bis heute noch in der Erinnerung des Volkes lebende Fällung der Donareiche bei Geismar — die taktlose Tat eines Mannes, der, selbst seinem Volk fremd geworden, keinen Sinn mehr besaß für volksgebundene Überlieferung.

[5] Zit. nach Wolf, Angew. Kirchengesch. Zur Frage Bonifatius vgl. S. 117—20.

[6] „Mönchtum und Zölibat", Aufsatz von A. Deindl in Nat.-Soz. Monatshefte, Dez. 1937, S. 1102.

[7] Siehe H. Wolf, ebenda.

[8] Wie blinder Glaubenseifer unter Umständen des Guten zu viel tun kann, zeigt folgende köstliche Begebenheit: Bonifatius hatte mit Erfolg in Bayern gewirkt und erfahren, daß ein Priester (der wohl mit den lateinischen Endungen ein wenig „auf Kriegsfuß" stand) dort die Taufformel „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes..." in fehlerhaftem Latein gesprochen hatte. Statt „baptizo te in nomine patris et filii..." hatte er „in nomine patri*a* et fili*a*" gesagt. Bonifatius hatte daraufhin angeordnet, die also Getauften nochmals in richtigem Latein taufen zu lassen. — Dies berichtete er an Papst Gregor III. und bat um Rat. Und der Heilige Vater antwortete in aller Großmut (740):

> „Jene auch, bei deren Taufe die Volkssprache Verschiedenheiten und Abweichungen begangen hat, sollen, wenn sie im Namen der

Dreieinigkeit getauft sind, durch Handauflegung und das heilige Chrisma konfirmiert werden." (Nach Zange, Zeugnisse der Kirchengeschichte, S. 138.)

Es ist nicht gut, päpstlicher als der Papst zu sein.

[9] Bonifatius hatte ihn als Stellvertreter des Papstes zum König gesalbt. Diese Zeremonie zeigt deutlich den Einbruch ungermanischen Denkens. Die Germanen hatten ihre gewählten Führer auf den Schild erhoben, die verrömerten Franken ließen sich salben nach echt alttestamentlich-orientalischer Sitte.

[10] Siehe Schulungsbrief 1935, Folge 10, S. 339.

[11] Nach Zange, Zeugnisse d. Kirchengesch., S. 146.

[12] Zange, Zeugnisse d. Kirchengesch., S. 147.

[13] Vgl. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jh., S. 766.

[14] Siehe Schulungsbrief 1935, Folge 10, S. 339 (Karl und Widukind).

[15] Vgl. Brief S. 24 unten.

[16] Aus der Quellensammlung „Karl und Widukind" von Dr. Knöpp, S. 34 (Diesterweg 1935).

[17] Nach Wolf, Angew. Kirchengesch., S. 123.

[18] Karls Biograph Einhard berichtet darüber: „Zu dieser Zeit empfing er den Titel eines Imperators und Augustus. Dagegen hegte er anfangs eine so starke Abneigung, daß er versicherte, er würde an jenem Tage trotz des hohen Festes die Kirche nicht betreten haben, wenn er die Absicht des Papstes hätte vorher wissen können." (Zit. nach Hampe, Herrschergestalten des deutschen Mittelalters, S. 55.)

Auch schien Karl dieser Zeitpunkt für die Erneuerung des Kaisertums nicht eben günstig im Hinblick auf die noch ungeklärte Stellung zu dem (älteren) oströmischen Kaisertum.

Daß Karl selbst aus dieser Überrumpelung seine Folgerungen gezogen hat, beweist die Tatsache, daß er seinen Sohn Ludwig, als er ihn im Jahre 813 zum Mitkaiser erhob, mit „eigener Hand" krönte. Nach anderer Überlieferung hat sich Ludwig die Krone selbst aufs Haupt setzen müssen. Jedenfalls aber blieb der Papst bewußt ausgeschaltet.

Zu dem gesamten Fragenkomplex „Königtum u. Kirche im fränk. Reich" vgl. den diesbezüglichen Aufsatz von Maderno in der Folge 3 der Nat.-Soz. Monatshefte 1938, S. 228 ff.

[19] Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrh., S. 617 ff. — Zum Problem „Karl der Große" vgl. ferner den schon mehrfach zit. Aufsatz über Karl und Widukind im Schulungsbrief 1935, Folge 10, S. 337 ff., sowie die Rede Alfred Rosenbergs auf dem Niedersachsentag zu Verden 1934 in „Gestaltung der Idee", S. 107.

[20] Vgl. Rosenberg, Mythus, S. 191 ff.

[21] In einem Aufsatz „Der Bauernkönig Heinrich" spricht Sommerlad von einem „Königskirchentum" Heinrichs I. und erklärt: „Es war ein rein weltliches Regiment, das der erste deutsche König geführt hat. Die Kirche schaltete er aus seiner Reichspolitik völlig aus. In keiner seiner staatsmännischen Handlungen ist der Einfluß der Kirche oder die Rücksicht auf die Kirche zu verspüren und zu erweisen." (Aufsatz ist erschienen in „Germanien", Heft 2, 1938.)

[22] Man muß bedenken, daß diese deutschen Bischöfe persönlich dem Kaiser zu Treue verpflichtet waren, daß man damals von einer deutschen Nationalkirche sprechen kann, wo der verheiratete Pfarrer mitten im Volk stand und deutsche Sprache und deutscher Gesang in der Kirche gepflegt wurden. Es sei auch erinnert, daß der deutsche Burgenstil im

Gotteshaus von damals seine Ausprägung fand. Später hat man diesen Stil zu Unrecht als „romanisch" bezeichnet.

[23] Vgl. Wolf, Gesch. d. k. Staatsidee, S. 74/75.

[24] Zwei Päpste, Gregor VI. und Sylvester III., wurden zu Sutri, Benedikt IX. drei Tage später zu Rom abgesetzt. Klemens II. starb schon im folgenden Jahre, aber noch viermal (bis 1058) bestiegen **Deutsche** den päpstlichen Stuhl.

[25] Hampe sagt: „Solange er (Heinrich III.) lebte, drohte von dieser Seite (dem Papst) kaum eine unmittelbare Gefahr. Jedoch hat er das Papsttum zur Macht gehoben; noch wuchs es ihm nicht über den Kopf, aber doch bis zur Schulterhöhe, und einen kindlichen Nachfolger mußte es bereits überragen." (Deutsche Kaisergeschichte, S. 26.)

[26] Als der junge Heinrich in der Pfalz zu Kaiserswerth durch Hanno von Köln auf ein Schiff entführt worden war (1062), gab Agnes den Kampf mit der Kirche auf und zog sich in ein Kloster zurück.

[27] Zange, Zeugnisse d. Kirchengesch., S. 150.

[28] Zit. nach Wolf, Gesch. d. kath. Staatsidee, S. 80/81.

[29] Nach Mirbt, Quellen zur Gesch. d. Papsttums und des röm. Katholizismus, § 278, S. 146.

[30] So nannte ihn der Kardinal Petrus Damiani.

[31] Nach römischer Anmaßung galt es bereits als „Simonie", wenn die Kaiser bei Bischofs- und Abtsernennungen bestimmte Abgaben forderten.

[32] Wolf, Gesch. d. k. Staatsidee, S. 76.

[33] Zit. nach Hampe, Herrschergestalten d. deutsch. Mittelalters, S. 143.

[34] Siehe Zange, Zeugnisse..., S. 152 (§ 39) und Mirbt, Quellen..., S. 147 (§ 279) in latein. Text.

[35] An der Tatsache der Demütigung ist nicht zu zweifeln, doch soll man auch keineswegs die Vorgänge mit den Augen unserer Zeit sehen. Jedermann sah damals die Notwendigkeit des „Ganges nach Kanossa" ein, denn ein aus der Kirche ausgestoßener Kaiser wäre kein Kaiser mehr gewesen.

[36] Die Darstellung der Vorgänge in Kanossa folgte früher dem unzuverlässigen, „romanhaft ausgeschmückten" (Hampe) und vielfach entstellenden Bericht des Mönches **Lambert von Hersfeld**. Danach sei Heinrich **drei Tage und Nächte** ohne Unterbrechung **barfuß im Büßerhemd auf Eis und Schnee** vor dem Burgtor in Kanossa gestanden. Daß der Kirche diese übertriebene Darstellung behagte und sie für ihre Verbreitung sorgte — lenkte sie doch vom Wesentlichen ab und bestrahlte den „Sieg" Gregors —, bedarf keiner Erwähnung. Heinrich hat eben, den Gepflogenheiten seiner Zeit entsprechend, wenn er am Burgtor Einlaß begehrte, über seinem Kettengewand das Büßerhemd getragen, um dadurch seiner „Buße" den nötigen symbolischen Charakter zu verleihen. (Vgl. Schulungsbrief 1936, Folge 1, S. 25.) Eine andere, gleichfalls von Übertreibungen freie Auffassung besagt: „Nach der Darstellung des Mönchs Donizo für seine Herrin Mathilde darf man annehmen, daß Heinrich erst zuletzt, als er vor dem Papst erscheinen durfte, seine königliche Kleidung ablegte und barfuß und im Büßergewand auftrat." (Zange, Zeugnisse..., S. 153, Anm. 1.)

Daß Gregor selbst fern von jeder Siegerstimmung war, beweisen seine Briefe, die er nach dem Kanossagang schrieb.

[37] Selbst sein geschwätziger Gegner, der Chronist Lambert von Hersfeld, muß von ihm sagen: „Jener Mann, als Herrscher geboren und auferzogen, trug ... bei allen Mißgeschicken stets einen königlichen Sinn; er

wollte lieber sterben als unterliegen." (Vgl. Hampe, Herrschergestalten…, S. 133.)

[38] Am nachhaltigsten wirkte Gregor durch die (freilich unter härtestem Zwang erreichte) Einführung der Ehelosigkeit für die gesamte Priesterschaft (Zölibat). Dadurch schuf er den bekannten, nur seiner Aufgabe lebenden Priestertyp der römischen Kirche. Seitdem bis auf den heutigen Tag zieht die Kirche tüchtige und begabte Männer an sich, um sie für ihre Aufgaben auszulesen und sie dabei aus ihrem Volke aussterben zu lassen. Schon im Mittelalter waren die Folgen dieser rücksichtslosen Ausmerze ungeheure. Man denke nur an die vielen Adelsklöster, die die stärkste Zeugungsauslese für unser Volk bedeuteten. Die Zahl der Ehelosen in den Adelsfamilien war oft so groß, daß Geistliche auf ihre Würden verzichten mußten, um den Familienbestand vor dem Aussterben zu retten. So hatte z. B. der Kurfürst Philipp von Kurpfalz acht Söhne: davon waren fünf Bischöfe, einer Ordensritter und zwei verheiratet, aber kinderlos. Um die Familie vor dem Aussterben zu retten, mußte der älteste auf seine Bischofswürde verzichten und wieder weltlichen Standes werden. So frißt seit Gregors Tagen die Kirche am Lebensmark unseres Volkes. (Vgl. Auff. von Wülker „Auslese und Ausmerze" in der Zeitschrift „Volk und Rasse", Febr. 36, Heft 2.)

[39] Vgl. Chamberlain, Grundlagen…, S. 653.

[40] Dieses Bild hat später die Empörung Kaiser Friedrich Rotbarts hervorgerufen. Vgl. S. 43. Man darf bei der Betrachtung Lothars in seinem Verhältnis zur Kirche nicht außer acht lassen, daß diese seine vorsichtige Politik von dem Streben geleitet war, sich freie Hand zu schaffen für die gewaltigen Aufgaben, die er im deutschen Osten sah. Sein bleibendes Verdienst war es, mit der Einsetzung der Schauenburger in Holstein, der Askanier in der Altmark und der Wettiner in Meißen eine Epoche großartiger deutscher Ostkolonisation eingeleitet zu haben.

[41] Vgl. Schulungsbrief 1936, 2, S. 55.

[42] Vgl. Hampe, Herrschergestalten…, S. 198, ferner Schulungsbrief 1935, Folge 11, S. 376 („…die freie Krone unseres Reiches aber schreiben wir allein göttlicher Verleihung zu"). Auch sei hier auf die erste Begegnung Hadrians IV. mit Friedrich hingewiesen, die für den Papst sehr peinlich war, weil jener ihm die bekannten Marschallsdienste verweigerte. (Vgl. Schulungsbrief 1936, 2, S. 54 oben.)

[43] Vgl. Hampe, Herrschergestalten, S. 202.

[44] Auch für die Behauptung, Heinrich habe als Preis für seine Hilfe die Reichsstadt Goslar gefordert, und Friedrich habe es entrüstet als Erpressung von Reichsgut abgelehnt, fehlt der Beweis. — Vgl. zu diesem Fragenkomplex die Quellensammlung „Heinrich der Löwe und das Reich" von Behne-Jensen, S. 47/48.

[45] Vgl. Hampe, Kaisergesch., S. 165 (Schulungsbrief 1935, 11, S. 376).

[46] Vgl. Quellensammlung Behne-Jensen „Heinrich der Löwe und das Reich", S. 46.

[47] Vgl. Zange, Zeugnisse…, S. 162.

[48] Der Mord hatte rein persönliche Beweggründe.

[49] Vgl. Zange, Zeugnisse…, S. 162.

[50] Vgl. Chamberlain, Grundlagen…, S. 643, Anm., und Mirbt, Quellen…, § 320.

[51] Sein Ehrgeiz und seine Überheblichkeit kommen am besten in jener Anekdote zum Ausdruck, nach der er einmal im Lateran den „ungenähten Rock Christi" angelegt haben soll, um festzustellen, ob Christus nicht kleiner gewesen sei als er selbst.

[52] Zit. nach Mirbt, Quellen…, S. 184 (§ 337).

[53] Zit. nach Wolf, Gesch. d. kath. Staatsidee, S. 79. Die Rede von den „drei Betrügern" ist bereits aus dem Jahre 1201 nachgewiesen (vgl. Hampe, Kaisergeschichte…, S. 263). Auf Friedrich II. bezogen war es also reine Verleumdung. So unklug wäre der Kaiser wohl auch nicht gewesen. Die übrigen Behauptungen könnten dem Sinne nach zutreffen und wären dem geistesfreien, seiner Zeit weit vorauseilenden Hohenstaufen wohl zuzutrauen.

[54] Damals entstand aus einer Zwangslage heraus die bekannte Form der Papstwahl, das Konklave. Da sich die Kardinäle über den künftigen Papst nicht einigen konnten, wurden sie durch den Senator der Stadt Rom, Orsini, in einem einzigen Raum zusammengesperrt und erst wieder freigelassen, als sie (unter dem Druck der Verhältnisse) wohl oder übel zu einem Beschluß gekommen waren. (Vgl. Schulungsbrief 1934, 7, S. 14, Aufsatz von A. Rosenberg.)

[55] Friedrich II. ist unter den Gestalten der universalistischen Zeit zweifellos die größte. Vgl. das Urteil Rosenbergs über ihn (Schulungsbrief 1935, 1, S. 10).

[56] Wolf, Gesch. d. kath. Staatsidee, S. 84.

[57] „Porro subesse Romano pontifici omni humanae creaturae declaramus, dicimus, diffinimus et pronunciamus, omnino esse de necessitate salutis." (Nach Mirbt, Quellen…, S. 211.) Dieser Schlußsatz gilt der Kirche als unfehlbare Lehrentscheidung.

Der »germanische Protest«

[1] Vgl. S. 50.

[2] Zange, Zeugnisse…, S. 163 (§ 42).

[3] Nach Chamberlain, Grundlagen…, Bd. II, S. 673.

[4] Die Echtheit des Briefes wird von der Kirche bestritten.

[5] Südlich von Rom, im Kirchenstaat gelegen.

[6] „Intrabit ut vulpes, regnabit ut leo, morietur ut canis." — Bonifaz hatte Cölestin V., nachdem er die Kardinäle für dessen Absetzung gewonnen hatte, in einen Turm sperren lassen, wo dieser auch bald starb.

[7] Da das Datum der Höllenreise Dantes, wie er selbst angibt, die Karwoche des Jahres 1300 ist, Bonifaz aber erst 1303 starb, erscheint bei Dante dieser sein mächtiger Feind schon zu Lebzeiten in der Hölle. (Die Divina Commedia wurde zwischen 1314 und 1321 geschrieben.)

[8] Über die menschliche Seite Johanns XXII. siehe S. 66.

[9] Vgl. Schulungsbrief 1936, 3, S. 101 unten.

[10] Zange, S. 185 (§ 46) und Mirbt, S. 223 (§ 383). Ein Nachgeben in dieser Frage hätte bei der bekannten Abhängigkeit der Päpste vom französischen Hof zugleich noch als politische Schwäche Frankreich gegenüber gedeutet werden müssen.

[11] Zange, S. 185, und Mirbt, § 384.

[12] Ebenda S. 185. Mirbt, S. 225 (§ 386).

[13] Doch ist beachtenswert, daß er in der „Goldenen Bulle" (1356) die Form der Kaiserwahl und das Kurfürstenkollegium genau festlegte, wodurch die zu Rense verkündeten Grundsätze eine Bekräftigung erfuhren. Besonders wichtig war in der Goldenen Bulle die Bestimmung, die die Reichsverweserschaft während der Vakanz des Königtums in die Hände

des Pfalzgrafen bei Rhein und des Herzogs von Sachsen legte. Dadurch war das Reich der Sorge enthoben, daß der Papst die Ausübung der Reichsrechte fordern könnte, was einst Innozenz IV. in einem Kommentar zu den Dekretalien unverblümt gewagt hatte. (Vgl. S. 55.) — In diese Zeit fällt auch die Verurteilung von 14 — und zwar den entscheidenden — Artikeln aus dem Sachsenspiegel durch Papst Gregor XI. (Franzose) in der Bulle „Salvator humani generis" an Karl IV. 1374. Der Sachsenspiegel (während der Regierung Friedrichs II. in den Jahren 1215—35 durch den Ritter Eike von Repgow zusammengestellt) ist das große Rechtsbuch der Deutschen und ein Markstein in der Geschichte des Kampfes gegen das römische Fremdrecht. (Vgl. Schulungsbrief 1936, 5, S. 173.) Es ist bezeichnend, daß die ausschließlich im römischen Rechtsdenken sich bewegende Kirche den Geist dieses Werkes verdammte.

[14] Zange, S. 184 (§ 46).

[15] Vgl. Rosenberg, Mythus, S. 171, Anm.

[16] Nach Wolf, Gesch. d. kath. Staatsidee, S. 98.

[17] Meister Eckehart, Schriften, Ausgabe Büttner, S. 16.

[18] Vgl. Wolf, Gesch. d. kath. Staatsidee, S. 92.

[19] Sehr aufschlußreich ist der Aufsatz von Prof. Dr. Schnitzer über Alexander VI. in der Märznummer der NS.-Monatshefte 1938, S. 218 ff.

[20] Aus der Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" (1520). Diesterweg, Kirchengeschichtliche Quellenhefte, Heft 11 (1929), S. 10 ff.

[21] „Wie sollen wir denn nicht fühlen so gut als ein ungläubiger Papst, was dem Glauben gemäß oder ungemäß ist?" (Aus „An den christlichen Adel", S. 19.)

[22] Sämtliche Zitate ebenda S. 24—30. Vgl. begl. der Anspielung auf Frankreich S. 59—61 unserer Arbeit.

[23] Wenn der evangelische Oberkirchenrat Württembergs in seinen Richtlinien für das Reformationsfest bekanntgab: „Luther lebt für Deutschland, aber nicht aus Deutschland. Der Antrieb zu seiner Reformation kommt aus dem Gefangensein im Evangelium, aber nicht aus dem deutschen Willen", so ist dies widersinnig. Nicht das Evangelium, sondern in erster Linie das deutsche Blut trieben Luther zu seinem Protest. Oder haben die Herrn Oberkirchenräte heute kein Gefühl mehr dafür, daß die ganze Reformation eine ausschließlich germanische Angelegenheit war?

[24] Die Kirche wurde dadurch ganz empfindlich getroffen, denn sie hatte nie gern gesehen, daß der Christ die Bibel zur Hand nahm. Die 4. Lateransynode hatte das Lesen in der Bibel direkt verboten, desgleichen das Übersetzen in die Volkssprachen. Die Jesuiten gingen später so weit, daß sie überhaupt jegliches Lesen von Schriften in der Muttersprache für verderblich erachteten. — Bezeichnend für dieses Verhalten der Kirche ist die Tatsache, daß Luther mit 20 Jahren noch keine Bibel gesehen hatte und nur mit Mühe ein Exemplar in der Erfurter Universitätsbibliothek auftrieb.

[25] Aus „An den christlichen Adel", S. 32.

[26] Vgl. hierzu den Aufsatz von Prof. Baeumler „Die weltgeschichtliche Wende des Mittelalters" im Schulungsbrief 1936, 10, S. 398.

[27] Aus „Luthers Flugschriften für unsere Zeit", Heft 3, Verlag Landesverein für Innere Mission, Dresden.

[28] Die Umstellung in: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" ist später erfolgt. Dieses Schlußwort Luthers ist durch einen Wittenberger Druck aus dem Jahre 1521 verbürgt.

[29] Baeumler nennt Luther „den wichtigsten Träger jenes ghibellinischen Protestes gegen Zauberwesen und Priesterherrschaft, der aus der Tiefe der germanischen Substanz unseres Volkes immer wieder mit unaufhaltsamer Kraft hervorgestoßen ist".

[30] In den „Geistlichen Übungen", S. 161, steht: „Wir müssen, um in allem sicher zu gehen, stets festhalten: Was meinen Augen weiß erscheint, halte ich für schwarz, wenn die hierarchische Kirche so entscheidet."

[31] Nach Monumenta histor. S. J., IV, S. 82.

[32] Constitutiones Societatis Jesu, herausgegeben von Pater Johannes Josephus de la Torre, S. J. Madrid 1892, S. 18.

[33] Studienordnung, S. 236.

[34] Man lese C. F. Meyers „Huttens letzte Tage" und vergleiche den Eindruck, den der rassefremde Baske auf Ulrich von Hutten macht. Hutten denkt bei sich über Ignatius: „Ein Gesicht, das meinem tiefsten Wesen widerspricht! Weltfremde Augen voller Traum und Wahn — und doch der Mund Entschluß ... die Stirne Plan!" — Über den Jesuitenorden vgl. Chamberlain, Grundlagen..., Bd. I, S. 521—28; Rosenberg, Mythus, S. 175—80; NS. Monatshefte April und Dezember 1936 die Aufsätze von Gg. Albert „Der Jesuitenorden".

[35] Z. B. Pater Bernh. Duhr in „Jesuitenfabeln", S. 1—11.

[36] Vgl. Hoensbroech, Das Jesuitengesetz, und Wolf, Angew. Gesch. II, S. 339.

[37] Nach Mirbt, § 112.

[38] Mirbt § 516. Deutsch bei Wolf, Gesch. d. kath. Staatsidee, S. 127.

[39] Die Judenfreundlichkeit nimmt uns bei diesem Basken, der wohl als vorderasiatischen Blutes anzusehen ist, nicht wunder. Sein intimster Freund und dauernder Berater war übrigens der getaufte Rassejude Polanco.

[40] Aus „Des Robert Bellarmin 6 Erörterungen über Streitfragen des christlichen Glaubens", 5. Buch. — Man scheint auch heute von dieser Auffassung noch nicht abgerückt zu sein. Der 1936 verstorbene französische Kardinal Lepicier schrieb in einem kurz vor dem Kriege erschienenen Buch, daß Irrgläubige, die freiwillig zur Ketzerei abgefallen seien und andere durch Wort und Beispiel zu ihren Taten hinüberzuziehen suchten, rechtlich genommen, wenn man bloß ihre Schuld ins Auge fasse, den Tod verdienten (!).

[41] Später wurde diese Bibliothek von Napoleon nach Paris entführt. Nach dem 2. Pariser Frieden kam jedoch ein Teil der wertvollen Schätze wieder nach Deutschland zurück.

[42] Auch Österreich wurde dazu verurteilt, „Naturschutzpark" zu bleiben, da der Kaiser im Westfälischen Frieden die Gleichberechtigung der drei Bekenntnisse (kath., prot. und reform.) für das Reich nur unter der Bedingung anerkannte, daß seine Erblande davon verschont blieben!

[43] Zange, Zeugnisse..., S. 357.

[44] Diese Bezeichnung hat Heinr. Wolf geprägt.

[45] Vgl. Schulungsbrief 1937, 4, S. 150.

[46] Diese Nuntiaturen sind eine Einrichtung der Gegenreformation. Seit diesen Tagen verläßt sich die Kurie nicht mehr auf die nationalen Bischöfe und Erzbischöfe, sondern entsendet Römer, die in direkter Verbindung mit dem Vatikan stehend, unbelastet durch völkische Bindungen ihre Berichte geben.

[47] Niebuhr, der preußische Gesandte am päpstlichen Hofe, sprach damals von dem Papsttum, dessen „Harmlosigkeit bis zu seinem in den Ver-

änderungen, welche Europa bedrohen, allerdings unvermeidlichen Untergang immer nur zunehmen kann".

»Zurück zum Mittelalter«

[1] Aus dieser Geisteshaltung stammt die in katholischen Gegenden übliche Sitte des „Aussegnens". Hier wird von jeder Mutter, die ein Kind geboren hat, verlangt, daß ihr erster Ausgang der Kirche gelte, um sich dort vom Priester „aussegnen", d. h. wieder reinigen zu lassen. Eine offensichtlich der jüdisch-orientalischen Vorstellungswelt entnommene Gepflogenheit, die für eine deutsche Mutter eine unglaubliche Zumutung bedeutet.

[2] Sell, „Katholizismus und Protestantismus", S. 365 f.; desgl. Wolf, Angew. Gesch. II, S. 365/66.

[3] Der Name ist bezeichnend, war doch Athanasius der Gegner des Arius. Antiarianisch aber ist gleichbedeutend mit antigermanisch!

[4] Vgl. Wolf, Angew. Gesch. II, S. 338. — Wenn von katholischer Seite die Echtheit dieser Worte bestritten wird, ergeht es einem wie mit den „Protokollen der Weisen von Zion". In beiden Fällen haben die geschichtlichen Ereignisse eindeutig bewiesen, daß nach solchen im voraus festgelegten Richtlinien gehandelt wurde.

[5] Nach Rosenberg, Mythus, S. 470/71. — Wörtlich sagte der Papst: „Nicht wir, nur der Ewige weiß, ob nicht das Sandkorn an den Bergen der ewigen Vergeltung sich schon gelöst hat, das im Niedergange zum Bergsturz wachsend, in einigen Jahren an die tönernen Füße dieses Reiches anrennen und es in Trümmer wandeln wird; dieses Reich, das wie der Turm zu Babel Gott zum Trotz errichtet wurde und zur Verherrlichung Gottes vergehen wird!"

[6] Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, S. 435/36 (Bd. 2).

[7] Nach Zange, Zeugnisse..., S. 350.

[8] Zange, Zeugnisse..., S. 350/51.

[9] „Auch wenn Bismarck damals doch nach Kanossa gehen mußte, so ist sein Kampf der erste moderne bewußte Schritt, die Könige von den Priestern zu befreien" (A. Rosenberg). — Literatur über den Kulturkampf: Wolf, Angew. Gesch. I, S. 436; Schulungsbrief 1937, 8, S. 309; 1938, 2. S. 70.

[10] Nämlich von der preußischen Gesandtschaft aus und nicht vom Palast des italienischen Königs, da der Papst seit 1870 mit dem Königtum in Feindschaft lebte.

[11] Zange, Zeugnisse..., S. 351.

[12] Die gesamten Hintergründe der römischen und zentrümlichen Politik während des Krieges und hernach sind in der Schrift „Verrat um Gotteslohn?" von Mannhart, Deutscher Druck, München 1937, mit den entsprechenden Dokumenten zusammengestellt.

[13] Nach Wolf, Gesch. d. kath. Staatsidee, S. 202.

[14] Weiteres siehe Schulungsbrief 1938, 3, S. 114.

[15] Dr. Helfferich, Vizekanzler im Kabinett Bethmann-Hollweg, schrieb über Erzbergers unheilvolles Wirken: „Herr Erzberger gab sich dazu her, die Geschäfte der Wiener Politik gegen die eigene Regierung zu besorgen. Statt Österreich bei der Stange zu halten und ihm den Rücken zu stärken, verstand er sich dazu, sich mit dem weich und unzuverlässig werdenden Bundesgenossen ohne Wissen der deutschen Regierung zu verbünden, um

die Stimmung im eigenen Volke zu zermürben und damit den Boden zu bereiten für einen Frieden des Verzichts und der Unterwerfung, wie ihn die Wiener Politik uns zumutete."

Die moderne »Gegenreformation«

[1] Kein Wunder, wenn angesichts dieser Tatsache die soviel gerühmte Verwendung des Papstes für die Begnadigung Schlageters bei Poincaré erfolglos bleiben mußte, kannte doch der brutale Franzose nur zu gut die wahre Einstellung seiner Kirche zum Ruhrkampf.

[2] Katholische Universitäten befinden sich in Löwen, Lille, Lyon, Toulouse und Freiburg (Schweiz), Lublin, Mailand und Nymwegen. Auch Amerika und Asien haben ihre entsprechenden „Forschungsinstitute". In Schanghai und Tokio sind Jesuiten ihre Leiter.

Literatur

A. Historisch-weltanschauliche Werke:

H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, Volksausgabe, München, Bruckmann.
Alfred Rosenberg, Der Mythus des 20. Jahrhunderts, 9. Aufl., München 1933.
Heinrich Wolf, Angewandte Geschichte (Bd. 1), Leipzig, Theod. Weicher.
Heinrich Wolf, Angewandte Kirchengeschichte (Bd. 2), Leipzig, Theodor Weicher.
Heinrich Wolf, Geschichte der katholischen Staatsidee, Leipzig, Koehler.
Hugo Koch, Rosenberg und die Bibel, Leipzig 1935, Theod. Fritsch.
Mannhart, Verrat um Gotteslohn? München 1937, Deutscher Druck.
Zeitschriften:
Nationalsozialistische Monatshefte (u. a. 1936, 4, 12; 1937, 12; 1938, 3).
Der Schulungsbrief (1934, 7; 1935, 1, 10, 11; 1936, 1, 2, 3, 5, 10; 1937, 4, 8; 1938, 2, 3).
Germanien (1938, 2).
Volk und Rasse (1936, 2).

B. Historisches Quellenmaterial:

Carl Mirbt, Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus, 4. Aufl., Tübingen 1924, Mohr.
Friedrich Zange, Zeugnisse der Kirchengeschichte, 3. Aufl., Gütersloh 1926, Bertelsmann.
Karl Hampe, Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer, 4. Aufl., Leipzig 1919, Quelle & Meyer.
Karl Hampe, Herrschergestalten des deutschen Mittelalters, Leipzig 1927, Quelle & Meyer.
Lüdtke, Abriß der deutschen Kaisergeschichte (900—1250). Heft 3 von Schaeffers Abriß aus Kultur und Geschichte, Leipzig 1939.
Messer, Geschichte der Philosophie, I. Bd., Leipzig 1924, Quelle & Meyer.
Wendland, Die Hellenistisch-römische Kultur, Tübingen 1907.
Friedrich Knöpp, Karl und Widukind, Quellensammlung, 1935, Diesterweg.
Walter Behne und Gustav Jensen, Heinrich der Löwe und das Reich, Quellensammlung, 1937, Diesterweg.
Luther, Reformationshauptschriften, Kirchengeschichtliche Quellenhefte Nr. 11, 1929, Diesterweg.
Luther, Von den Juden und ihren Lügen, Luthers Flugschriften für unsere Zeit, Heft 3, Dresden, Landesverein für Innere Mission.
Gustav Freytag, Der Dreißigjährige Krieg (aus Bilder aus der deutschen Vergangenheit), Reclam.
Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Stuttgart und Berlin, Cotta.

Banner

1-25-41

Könige und priester.

1312497

JUL 1 3 1951

2- 11598

1312497

(2)

2- 11598

1-25-41

Banner

Könige und priester.

FEB 4	Pauck
FEB 7	
JUL 18 1946	Nutelium epl
AUG 16 1946	5800 Maryland
NOV 27 1946	Ed Blume
DEC 11 1947	6039 [illegible]
DEC 11 [illegible]	Renewed
JAN 6 [illegible]	X X X